Zwei Familien.

Nach einer wahren Begebenheit

für Katholiken erzählt

von

Bernard Wörner.

Stuttgart.
Gebrüder Scheitlin.
1857.

Druck von Blum & Vogel in Stuttgart.

Vorwort.

Der Kampf der Lüge wider die Wahrheit, der Sünde wider die Tugend, des Unglaubens wider den Glauben, der Gottlosigkeit wider die Gottesfurcht ist allerdings kein neuer, vielmehr ein uralter, ein steter Kampf seit jenem unseligen Augenblicke, wo der Vater der Lüge unsere Stammeltern versucht, verführt und um das Paradies gebracht hat. Doch so gewiß dieß, so gewiß und wahr ist auch, daß es seit Christi Geburt, Leben und Tod kaum einen Zeitpunkt gegeben haben mag, in welchem der Widerspruch gegen Wahrheit, Glauben, Tugend, Religion und Gott so allgemein verbreitet war, wie zu unserer neuen und neuesten Zeit. Der moderne Indifferentismus, die Glaubensgleichgültigkeit, ja förmlicher Unglaube und practische Gottlosigkeit waren kaum je unter den Menschen durch alle Stände und Verhältnisse hindurch so allgemein geworden, wie eben jetzt. Ist doch kaum der verborgenste Winkel

der Erde, dahin nicht die gottesfeindliche Aufklärung gedrungen wäre. Hoch und Nieder, Reich und Arm, Gelehrt und Ungelehrt, Jung und Alt, Städter und Landmann rühmen sich der Aufklärung und suchen einen besondern Werth darin, freisinnig in religiösen Dingen zu erscheinen und mit der guten, alten, auf Gottesfurcht und Christenthum basirten Sitte gänzlich gebrochen zu haben.

Doch darin hat unstreitig die Allgemeinheit des Verderbens ihren Höhepunkt erreicht, daß ihr Gift auch in das innere Heiligthum der Ehe und der auf die Ehe von Gott und Rechtswegen gegründeten Familie eingedrungen ist, wie überall, so auch den häuslichen Herd unterwühlt und ruinirt, und eben dadurch wie mit scharfem Zahne die Grundwurzel der ganzen menschlichen Gesellschaft, des Staates wie der Gemeinde, benaget und zernichtet. Aus der Familie entspringt der Mensch, hier erhält er seine erste, meistens für das ganze Leben entscheidende, geistige und leibliche Erziehung. Aus der Familie bezieht der Staat seine Bürger, seine Beamten, seine Fürsten; aus der Familie bezieht die Kirche ihre Gläubigen, ihre Priester, ihre Bischöfe und Apostel. Auf der Familie, wie auf ihrem letzten und tiefsten Grundpfeiler, beruht die ganze menschliche Gesellschaft. Darum ist es weder dem Einzelnen, noch der Gesammtheit gleichgültig, sondern von höchstem Interesse: welch' ein Geist die Familie beherrscht, ob der Geist der Wahrheit,

der Tugend, der Gottesfurcht, oder der Geist des Unglaubens, der Lüge, der Sünde und Gottlosigkeit. Ist die Familie gegründet und erbaut in der Furcht des Herrn, so wird und muß sie eine Segensstätte für ihre Glieder, für die Gemeinde und für die Kirche sein; ist sie vom entchristlichten, gottesfeindlichen, modernen Zeitgeiste zusammengewürfelt, getragen und geleitet, dann wird und muß sie eine Stätte des Verderbens abgeben für Einzelne, für Viele, für die Gesammtheit. Und ach! wie unzählich viele unserer Familien sind von diesem Zeitgeiste angefressen, von Unglauben, von Genußsucht und eitler Weltliebe erfüllt, alles religiös sittlichen Lebens und Strebens baar und los! Und wie wenige sind, in denen noch die Furcht und Liebe Gottes, die Treue und Anhänglichkeit an die hl. Kirche, Bürger- und Christentugend eine Zufluchtstätte gefunden! Es sind ihrer wenige, aber wie grünende Oasen in der dürren Wüste leuchten und strahlen sie inmitten des allgemeinen Verderbens.

Gerührt von dem Schicksale so vieler unglücklichen Ehen und Familien, wie der Zeitgeist sie erbaut, zugleich aber auch freudig ergriffen von dem Frieden und dem Paradiese innerhalb so mancher glücklichen Familien, die auf Gottesfurcht gebaut sind, haben wir versucht, an **„zwei Familien“** aus dem wirklichen Leben die beiden Wege darzustellen, welche jede Familie wählen kann: den Weg des Heiles oder

den Weg des Verderbens. Wir sagen aus dem wirklichen Leben, denn nur die Form und Darstellung ist unser Werk; der eigentliche Kern der Erzählung, die einzelnen Begebenheiten beruhen vollständig auf Wahrheit, und wo der freundliche Leser Zweifel erheben sollte, möge er bedenken, daß mehrere der handelnden Personen, welche noch am Leben sind, so wie unverwerfliche Augen- und Ohrenzeugen uns die unter freier Verkettung der Umstände geschilderten Ereignisse, die wir nicht aus eigener Anschauung kannten, berichteten und bestätigten. Deßhalb war auch eine durchgehende Umänderung der Personen- und Ortsnamen strengstens geboten. Möchte es uns gelungen sein, auf's Neue als ewig wahr zu bekräftigen das Wort der hl. Schrift: **„Wenn Gott das Haus nicht erbaut, erbauen vergebens, die da bauen."**

Bamberg, am Feste Allerheiligen 1856.

Der Verfasser.

Inhalt.

		Seite
I.	Onkel Hubert	1
II.	Ein Bürger vom alten Schlag	23
III.	Hoch fliegen, tief fallen	43
IV.	Harte Zeiten	75
V.	Der Mensch denkt, Gott lenkt	105
VI.	Wie die Saat, so die Ernte	132
VII.	Durch Kampf zum Frieden	152

I.

Onkel Hubert.

„Mein Lebenslauf ist Lieb' und Lust
Und lauter Liederklang;
Ein frohes Lied aus heit'rer Brust
Macht froh den Lebensgang.
Man geht bergauf, man geht bergein,
Heut' g'rad, und morgen krumm;
Durch Sorgen wird's nicht anders sein,
Drum kümmr' ich mich nichts d'rum.
Heida! Juchhe!"

Lied.

Die große Wanduhr in Onkel Hubert's Brauerei mit ihren altmodischen Thürmchen und Verzierungen hebt unter tiefem, knarrendem Geräusche, als wolle sie erst Athem schöpfen, zu schlagen an, und mancher der Gäste in dem düstern, kellerartigen Schenklokal richtet, so oft er auch schon das unterhaltende Schauspiel gesehen, aufmerksam und zum Voraus lächelnd, das Auge nach dem altehrwürdigen, künstlichen Meisterwerke. Es ruht in einer Wandvertiefung und mag schon vier bis fünf Menschenalter der Zeiten rastloses Drängen verkündet haben. Bei dem ersten Schlage tritt aus dem Gehäuse, das Blätter und Blumen täuschend verdecken, ein bunter Hahn hervor, naht sich langsam und bedächtig der epheuumrankten Zinne des

mittleren Thürmchens, das auf beiden Zeigern wie auf seinen Grundsäulen zu ruhen scheint, spreizt und schlägt gewaltig die Flügel, hebt stolz das Haupt, verdreht die Augen und kündet mit gebogenem Halse und lautem „Ki-ke-ri-ki" die neunte Abendstunde an. Mehr als eine Hand greift nach Hut und Stock, mehr als eine nach dem Glase, um das Restlein zu heben. In den zwanziger Jahren galt nämlich die Sitte noch etwas, zur rechten Zeit zum häuslichen Herde heimzukehren, um nach gesprochenem Abendsegen mit Weib, Kind und Gesind die verdiente Ruhe zu suchen. Der Mann kann und darf seinen Abendtrunk auswärts genießen, um dabei Herz und Wort mit Nachbar und Freund auszutauschen, um die eigene Erfahrung, die eigene Kraft an fremder, wie den Stahl im Feuer, zu erproben; denn der Mann ist das Bindemittel zwischen Haus und Gemeinde, zwischen Familie und Welt. —

Zufrieden, fast froh möchte ich sagen, blickten die beiden Schenkmädchen den abziehenden Gästen nach und nahten sich bald mit Zuber, Sand und Scheuerlappen dem leeren, tannenen Tische, um müden und schläferigen Auges ihr letztes Geschäft abzumachen. Bereits waren die letzten Paare mit einem traulichen „B'hüt Gott!" aufgebrochen, wenn auch nicht ohne einen neugierigen Blick nach dem Nebenzimmer, durch dessen leicht angelehnte Thüre ein heller, schimmernder Lichtstreifen und das summende Getöse verworrener Stimmen hereindrang. Da drinnen muß schwül und warm geworden sein, denn plötzlich wird die Thüre weit aufgerissen und zurückgeschlagen, helles Licht, lauter Gesang und bunter Lärm bricht heraus, und auch wir können nun einen Blick in das Heiligthum, die sogenannte

„Herrentrinkstube," werfen. Es ist ein längliches, freundlich tapezirtes Gemach. Allerdings sind da Tische und Stühle von besserem Holze, meistens braun lakirt, die einen mit Wachstuch, die andern mit Leder überzogen, der Boden blank gescheuert und mit Sand bestreut, und die Wand, welcher das einzige Fenster seinen Lichtstrahl zusendet, mit Bildern reich geschmückt: Fürsten und Feldherrn mit Seilkünstlern, Tänzer und Sängerinnen, politische Märtyrer und Schauspieler, Jagd- und Liebesabenteuer, Landschaften, Räuber und Manichäer bilden in dieser Gallerie ein buntscheckiges Gewebe. Als Mittelpunkt aber thronen darin zwei kleine, über die Maßen stark colorirte Bildchen mit Mönchen, wovon der eine mit gierigem Auge und kundiger Zunge ein Glas Rothwein prüft, während der andere freudig verstohlenen Blickes seine Karte zu decken sucht, die drei Asse birgt. Ja, wenn diese zwei Prachtstücke, wenn diese zwei Kunstcoriphäen fehlten, würde die ganze Gallerie in ein großes Nichts zerfallen und der Kunst, die ihren durchlöcherten Deckmantel über so Vieles breitet, ein unberechenbarer Nachtheil erwachsen!

Unter dem Schutze dieser Heiligen wimmelt an dem langen Tische, geschäftiger denn Ameisen, unter Singen und Lachen, Lärmen und Plaudern, Spielen und Trinken ein munteres Völkchen. Die kleinen Biretts, unter denen zum Theile reiche Locken hervorquellen, die schwarzen Sammtröcke, mit Kordeln und Bändern phantastisch besetzt, die großen, weißen Hemdkrägen, welche prahlerisch bis zur Schulter reichen, und das ungezwungene, freie Benehmen lassen uns auf den ersten Blick in den meisten Gästen „Künstler" erkennen. Den Tisch decken

Karten und Würfel, Pokale, Krüge und Gläser, Schach- und Damenbrett, Guitarre, Cither und Lieder, und Alles tummelt sich in lauter, geschäftiger Bewegung.

„Nun, Francesco, Du erholst Dich ja wieder," ruft ein ältlicher Herr im abgeschabten Rocke, mit langem Haupt- und Barthaar, der mit gekreuzten Armen hinter einer Spielergruppe steht, und schon längere Zeit aufmerksam den Wechselfällen des Spieles zu folgen scheint. „Ja, mein Freund!" — entgegnet der Angeredete, ein hübscher, untersetzter Mann in den besten Jahren, dessen malerisch neuer Anzug mit den sorgfältig geglätteten Locken trefflich harmonirt. Aus dem dunkel gebräunten Antlitze, wie es nur der südliche Himmel zu zeichnen pflegt, leuchten ein paar große, glühende Augen, die selbst beim Spiele unstät von Punkt zu Punkt eilen. Die leicht aufgeworfene Lippe deckt ein nettes Schnurbärtchen und die ganze Erscheinung prophezeit uns jene Entschlossenheit, jene Willenskraft, welche den einmal gefaßten Entschluß nimmer aufgibt und vor keinem Mittel zurückbebt, um das gesteckte Ziel zu erreichen.

„He! — trionfo! Trumpf — Trumpf! — — Ha, ha! — erst Alles verloren — tutto perduto, jetzt Alles wieder gewonnen und noch darüber. Das nenne ich Glück! So, Freunde, wir sind quitt und ich räume jetzt meinen Platz, denn das Spiel langweilt mich; es hält mit eisernen Banden gefesselt und verbietet mir Plaudern und Singen und Lachen."

„Ich sitze ein," erbietet sich sofort ein Nachbar, „denn das ist ein Glücksplätzchen; laßt das Spiel nur seinen Gang gehen!"

„Hierher, Signore Francesco, nur hierher!" ruft freundlich der Gastgeber, indem er am untern Ende der Tafel, wo er mei-

stens selbst in seinem Lehnstuhle behaglich ruht, und bei seinen „Kindern," wie er sich auszudrücken pflegt, jeder Zeit bis zum letzten Mann aushält, geschäftig einen bequemen Platz herrichtet und eine Cither zurecht stellt.

„Onkel Hubert," wie ihn seine jungen Gäste alle nennen, ist ein starker, breitschulteriger Mann, dessen Doppelkinn fast die Brust berührt und dessen wohl genährter Leib auf den Knieen zu ruhen scheint. Die üppigen, bläulich rothen Wangen mit den feinen Aederchen, die purpurne Nase, die breiten, fleischigen Hände und der zärtlich gepflegte Bauch, in stetem Wettkampfe mit den schwachen Westenknöpfen, geben reichlich Kunde, daß Onkel Hubert nicht der eigenen Wirthschaft schlechtester Gast ist. Und doch sagt uns ein gewisser, heimtückischer Zug in dem matten Auge und ein halb unterdrücktes Lächeln um die Mundwinkel, daß dieser Gastgeber seinen Vortheil wie Keiner zu wahren versteht. „Ein Gips-Figuri-Mann ist's," plaudert er leise vor sich hin, „hab' es heute schon gesehen; gibt's aber verteufelt nobel. Was liegt mir daran, wenn er tüchtig Geld sitzen läßt? — Nur hierher, Signore Francesco," wiederholte der Wirth mit lauter Stimme; „Sie sind wohl ein Fremder, ein Sohn des Südens, wenn ich nicht irre. Sie kommen erst zum zweiten oder dritten Male mit unserm Maler Binder, dem ältesten Gaste und Senior der Kneipe, hierher und in diesen zwei Abenden haben Sie schon meine ganze Zuneigung gewonnen. Ein großer Freund vom Choral und von Kirchenliedern mögen Sie wohl nicht sein; aber wenn Sie zu erzählen anheben, Cither spielen oder Schnaderhüpfeln singen, da wackelt und hüpft selbst mein altes Herz vor Freude und Lust. Ich wollte d'rauf wetten,

Sie können binnen fünf Minuten elf alte, grießgramige Jungfern vom Weinen zum Lachen bringen."

„Zum Schmunzeln wenigstens," bemerkte mit leichter, dankender Verbeugung bei diesem Komplimente der Fremde und ließ sich nieder, indem er seinem Freunde zu Gleichem winkte.

„Wo ist denn eigentlich Fräulein Hannchen, Onkel?" fragte Maler Binder, während die Cither, wo's Noth that, besaitet und gestimmt wurde. „Nun habe ich das lose Mädchen schon seit vier Tagen nicht mehr gesehen und mein Freund hatte noch nicht einmal das Vergnügen, meiner hübschen Schülerin sein Kompliment zu machen. Weißt Du, Onkel, er ist ein Kind der glühenden Mittagssonne, ein feuriger Verehrer des schönen Frauengeschlechtes und soll nun auch trotz aller üppigen, italienischen Wunderpflanzen unsern bescheidenen, norddeutschen Blumen Lob zollen müssen. He, Francesco, denke Dir eine im schönsten Ebenmaße gebaute Gestalt mit vollen, plastisch gebildeten Formen vom Grübchen in der blühenden Wange bis zur zart gebauten Hand und dem niedlichsten Fuße. Dazu ein schimmerndes Flachshaar, welches in reicher Lockenfülle den schön gebogenen Nacken und die hohe, weiße Stirne deckt, und darunter ein paar freundliche, blaue Augen, die, wenn sich scherzend die purpurrothen Lippen öffnen, mit einem bezaubernden Lächeln und mit zwei Reihen schneeiger Elfenbeinzähne an blendendem Glanze um die Wette streiten."

„Halt ein, Meister Binder!" wehrte scheinbar der geschmeichelte Vater, „nur nicht so übertrieben! Ihr Künstler müßt doch Alles ausmalen und seht jedes Ding dreimal schöner, als

andere Leute. Sie ist heute in's Theater; die Räuber werden gegeben, so viel ich hörte."

„Die Räuber?" wiederholte Francesco, — „ein schöner Titel das, klingt ganz prächtig, zieht junge und alte Köpfe an und macht der Kasse Geld. Solche romantische Schau- und Spektakelstücke bleiben doch immer im Schwunge." —

„Ach nein, der Titel bewog meine Tochter nicht, denn dazu ist sie zu gebildet. Da mein Nachbar, der Küfer Schwarz, gab keine Ruhe und keinen Frieden, bis das Mädchen seine Einladung annahm und ihn begleitete.

„Aha, der ehr- und tugendsame Küfermeister und Bräutigam in spe!" bemerkte spöttisch Binder. „Diese Speculation mit dem Nachbar Schwarz ist und bleibt mir doch ein Räthsel. Ich begreife wirklich nicht, wie das zusammen gehen soll. Höre, Francesco, denke Dir nun auch einen vierschrötigen, steifen, ungeschlachteten Burschen, der nie über das Stadtthor hinauskam und trotz seiner dreißig Jahre noch unter der Zuchtruthe der gestrengen Mama steht; einen Betbruder und Philister von ächtem Schrot und Korn, dem nichts fehlt als ein Rosenkranz, eine Zipfelkappe und daß er um 150 Jahre zu spät auf die Welt kam. Das ist die treue, lebendige Copie des schmucken Bräutigams, welchen der besorgte Herr Papa für sein feines Töchterlein aussuchte."

„Blut Christi!" rief erstaunt der Fremde; „das wäre gräßlich. O armes, armes Mädchen! Einen Betbruder, Signore? — nein, lieber den Herrn Diabolo selber."

„Dieser Gang muß hinter dem Rücken der liebenswürdigen Mama geschehen sein," versicherte Binder seinen lachenden Ge-

fährten, „denn diese hätte dem dreißigjährigen Knaben nimmer die Erlaubniß zu dem Besuche der Räuber gegeben. Sollte mich wundern, wenn den wackern Helden keine Angst und Furcht überkommt, es möchte einer der blutigen Banditen mit gezücktem Dolche von der Bühne stürzen, ihn beim Schopfe packen, zusammen beuteln und mit der schönen Braut das Weite suchen."

„Hoho! so gefährlich wird's heute Abend nicht werden," rief ein Bildhauer in das schallende Gelächter der Gesellschaft, „denn die besten Stellen müssen wegbleiben. Im Anfang sollte das ganze Stück nicht gegeben werden," fuhr er, als der Sturm sich etwas gelegt, fort, „denn „der Schwarzen" mächtig Heer vom Dechant und Pfarrer, vom Guardian und Benefiziaten bis zum Kaplänlein und letzten Klosterbruder stemmte sich mit aller Wucht dagegen. Das konnten sie freilich nicht durchdrücken, denn ein Gewisser in der Stadt — Ihr werdet mich schon verstehen, — der auch etwas in der Sache mitzusprechen hat und nicht ganz auf ihre Seite zieht, machte einen Strich durch die Rechnung; aber das setzten sie dennoch durch, daß manche der besten und kräftigsten Stellen gestrichen werden mußten. So schaut das Ganze wie ein Bienenstock ohne Biene und Honig aus, wenn anders der Direktor sich nicht listig zu helfen weiß."

„Diabolo! — immer und überall dieselben," meinte der Italiener kopfschüttelnd; „das heißt die Gewalt ein wenig zu weit treiben. So viel steht fest: wo es eine Freude zu stören, ein Unglück zu mehren, oder einen armen Mitbürger zu jagen und zu hetzen gilt, da reichen sich diese Herren brüderlich die Hand, von der Tiber bis zur Eider, von der Seine bis zur Oder. Ich könnte ein Liedchen davon singen. Das Schönste

dabei aber ist, daß sie Alles verbieten und doch gern selbst mitmachen. So kannte ich in Verona einen Abbé, der jeden Abend in's Theater ging und doch für den Frömmsten unter den Frommen gelten wollte. So oft nun anstößige Scenen, Liebeserklärungen oder dergleichen vorkamen, hielt er schnell den Zipfel seines schwarzen Kragens vor die Augen. Eines Abends schleiche ich mich hinter seinen Rücken und — was denkt Ihr wohl? — der Zipfel war schöner durchlöchert, als ein Sieb, so daß er Alles prächtig wahrnehmen und vielleicht durch die Concentrirung des Lichtes noch deutlicher unterscheiden konnte." Ein lautes Beifallsgelächter belohnte den Apostel des modernen Unglaubens, der boshaft und tückisch lästert, ja das dümmste Zeug ersinnt, wenn es gilt und glückt, die Religion oder deren Träger hämisch zu verfolgen und zu verläumden. Ermuntert durch den Beifall, rief der Italiener mit erhöhter Stimme dazwischen: „Geduld, Freunde, Geduld! — Jetzt blüht dieser Waizen und wird ohne Rücksicht geschnitten: wer weiß, was nach fünfzehn Jahren blüht und wer dann die Schnitter sind? Uebertreiben heißt stets dem Gegner in die Hände arbeiten. O, laßt sie nur den Zeiger der Bildung immer wieder zurückrichten, einmal kommt er doch am rechten Platze an, und dann hat unsere Stunde geschlagen," fuhr mit prophetischem Munde der Sprecher fort. „Dann wollen wir am morschen Gebäude der Zeit rütteln und mit starker Faust das verknorzte Joch geistlicher und weltlicher Tirannei abwerfen. Wohl dem Freunde, der dann zur Fahne des neuen Lichtes, zum Panier der Aufklärung und der goldenen Freiheit schwört!"

„Das werden wir wenigstens alle, Francesco," versicherte

Binder, seinem Freunde die Hand über den Tisch reichend, „selbst Onkel Hubert wird nicht zurückstehen, denn er ist kein Freund der schwarzen Farbe; darum hat er sich auch carmoisinroth zur Leibfarbe gewählt.“

„Scherz bei Seite, Kinder!“ sagte der Wirth, ohne diese Anspielung auf sein glühendes Antlitz und ein paar folgende, schlechte Witze übel zu deuten; „Scherz bei Seite! Mich haben diese Pfaffen vielleicht schon mehr getreten, schon mehr verfolgt, als Euch alle zusammen. Denkt Euch in diesem kleinen, katholischen Krähwinkel einen Bürger, der seit zwanzig Jahren an keinem Beichtstuhl gekniet, keine Predigt gehört, an keine Communionbank getreten, nicht einmal eine Kirche im Innern gesehen hat! Ha, das war ein Drängen und Rennen in den ersten Jahren, als ich nach Verlauf der österlichen Zeit beim Einsammeln der Beichtzettel nichts abgab! Jeden Tag kam ein anderer Sendbote; der eine versuchte mit Bildchen und frommen Sprüchen, der andere mit Beweisen, der dritte mit Predigt und Ermahnung, der Dechant aber mit Ernst und Strenge meine Bekehrung. Da stieg mir die Galle: ich packte meinen Rosenkranz, zerriß das Ding in tausend Fetzen und schleuderte die Trümmer dem Pfarrer vor die Füße.“

„Bravo, mein Herr, bravo!

„Das hat geholfen. Seit jener Zeit hatte ich wenigstens in meinem Hause Ruhe. Ich bin der Mann, der sich selbst seinen Glauben schaffen und festsetzen kann und brauche keinen vorgeplauderten.“

„Richtig, ganz richtig!“ bejahte auf's Neue Francesco. „O Signore, Sie sind noch ein Mann. Wenn Alle so däch-

ten, sollte die schleichende Brut bald zertreten sein und einer bessern Zeit schimmerndes Morgenroth uns erglänzen."

„Ach, was glauben?" fuhr der würdige Hausvater, der nun einmal im Zuge war, fort, „diese halbgelehrten Prediger sollen nur erst einmal selber glauben, was sie den Leuten vorschwätzen. Kurz und gut: für was hab' ich denn meinen Kopf, wenn ich dem eines Andern folgen soll? Ich bin Herr in meinem Hause und bleibe meinen Grundsätzen treu, nicht wahr, Alte?"

„Ja wohl!" antwortete die eintretende Wirthin, als ahne sie den Gegenstand des Gespräches; „wir sind einig. Unser Sprichwort heißt:

Essen und Trinken hält Leib und Leben,
Das Andere wird uns drein gegeben."

Die Wirthin, mittlerer Größe und noch in den besten Jahren, zählte zu jenen phlegmatischen, wohlbeleibten Figuren, die nichts erregt, nichts besonders interessirt, und die sich willig von Andern am Gängelbande führen und leiten lassen.

„Die meisten Conflicte gab es doch wegen Hannchen," bemerkte Binder nach einiger Zeit; „in manchen Fällen trieben wir's ja bis zur Polizei und bis zur Regierung."

„Das ist natürlich," bejahte Hubert; „Groll, schweren Groll trug man einmal dem Vater nach; Gelegenheit zur Rache bot sich nicht, also mußte das unschuldige Kind herhalten. Das Mädchen stand was Ehrliches aus in der Schule. Ha, ha! — wenn ich nur daran denke, was ihm Alles für die Zukunft prophezeit wurde, wie es ihm gehen und was aus ihm werden würde. Ich aber sagte immer: Hannchen, halt' aus! — die

paar Jahre werden herumgehen; was aus Dir wird, wollen wir schon im zweiten Theile sehen. Laß die Capläne schimpfen und schreien, so viel sie mögen; laß die Nonnen und die Lehrerinnen winseln und jammern, so viel sie Lust haben! Thue, was Du willst und was Dir Dein Vater sagt! — Und so ging es. Als endlich der Schulfreischein — versteht sich mit den ersten Noten, wenn man von hinten zu zählen anfängt — nach vielen Püffen und Intriguen in meinen Händen war, ließ ich mein Haus mit Kränzen schmücken und veranstaltete ein brillantes Freudenfest. Mehr als zehn Eimer des besten Getränkes gab ich dabei zum Besten. Die Freude hättet Ihr sehen sollen auf der einen, und den Zorn, die Wuth auf der andern Seite! Dann schickte ich das Mädchen bei meinem Freunde Binder da in die Schule; der lernte sie Französisch und Zeichnen, Tanzen, Musik und Singen und sorgte stets für die neuesten und besten Romane, um durch deren Lectüre den Geist des Mädchens zu wecken, den Verstand zu erweitern und das Herz zu veredeln. Und nun kommt schon der zweite Theil; meine Herrn, ich frage mit Selbstbewußtsein und tiefem Danke gegen meinen alten Freund: wer bringt mir ein Mädchen in der ganzen Stadt her, das sich mit meinem Hannchen messen kann? Herbei damit!"

„Bravo, Signore, bravo! Sie sind ein Mann — ein Cavalier," belobte laut Francesco.

„Ja, ja!" rief die Wirthin, die sich indessen gleichfalls niedergelassen hatte, mit stolzer Würde, „das Mädchen spricht wie ein Buch, meine Herrn, ich versteh's oft kaum."

„Das wäre!" meinte verwundert der Fremde, während die

Andern ganz unzweideutig nichts weniger als Zeichen des Erstaunens an den Tag legten.

„Ja, meine Herrn, Sie brauchen nicht zu lachen,“ fuhr die Mutter fort, ohne im Geringsten betroffen zu sein; „das Mädchen geht offen und g'rad einher, blickt Jedermann frisch in's Auge und liebäugelt nicht niedergeschlagenen Blickes mit den Pflastersteinen auf dem Wege; dafür ist mein Hannchen auch keine Betschwester.“

„Soll aber einen Betbruder heirathen, der selbst noch nicht mündig ist. Saubere Wirthschaft! — Hier wird renomirt und geschimpft, dort im Trüben gefischt und geliebäugelt,“ bemerkte höhnisch Binder, der sich ein gewisses Recht erworben zu haben schien, frei im Hause mitschalten und walten zu dürfen.

„Ach was!“ eiferte Onkel Hubert, „sie sind ja noch nicht beisammen, und sollte es sein, so wird sich der Küfer schon fügen. Mache mir nur das Mädchen nicht abwendig, denn es kommt ein hübsches Sümmchen zusammen. Zwei Quellen, die sich vereinigen, bilden einen Bach; das ist eine alte Wahrheit.“

„Richtig, Onkel Hubert, gut geschlossen! Das heißt doch so viel: weil beide Geld haben, müssen sie auch zusammen passen. Prächtige Logik! — Freundchen, Freundchen, wenn es sich um ein paar lumpige Groschen handelt, da bist und bleibst Du ein „Spießbürger.“ Krähe und Paradiesvogel picken Dir auch dasselbe Stückchen Brod aus der Hand, müssen sie deßhalb auch zusammen passen?“

„Sie nehmen Alles zu streng, Meister Binder, und vergessen die Hauptsache,“ argumentirte die Wirthin, eifrig be-

müht, das mißliebige Gespräch auf einen andern Gegenstand hinüber zu spielen. „Da sitzt unser Gast, die Cither steht vor ihm und kann vor lauter Plaudern nicht zum Spielen kommen."

„Meine Frau hat Recht," stimmte freudig der Wirth ein; „o Signore Francesco, lassen Sie uns etwas hören, allenfalls ein schönes Liedchen. Wir werden stumm sein, wie die Fische im Wasser."

Der Angeredete verbeugte sich leicht und sang nach einem kurzen Vorspiele mit hübscher Betonung und heller, klangreicher Stimme, die selbst die emsigen Spieler zum Pausiren bewog, folgende Strophen:

„Auf des Lebens klaren Wellen
Nach der Freude sonnenhellen
Tempeln zieh' ich rastlos hin:
Engel, Teufel, Höll' und Himmel
Trüben nie der Lust Getümmel,
Niemals meinen heitern Sinn.

„Blumen, die am Wege nicken,
Wollen, daß wir rasch sie pflücken,
Morgen sind sie welk und bleich.
Baar des Kummers, frei von Sorgen,
Mag ich nichts von Jenseits borgen:
Hier schon blüht mein Himmelreich.

„Lieb' und Wein und Wein und Liebe
Dulden nicht, daß man verschiebe,
Bis auf Morgen den Genuß.
Becher muß man heute leeren,
Mädchen dürfen nicht entbehren
Bis auf Morgen Lieb' und Kuß.

„Mit des Künstlers edlem Ringen,
Auf der Freiheit gold'nen Schwingen
Streben kühn wir himmelan.

Unsre Leiter selbst zu bauen,
Keinen falschen Lehren trauen,
Das beweist den freien Mann."

„Herrlich, köstlich, mein Theuerster! Da capo, Herr Eugen, — ich bitte herzlich." Alle blickten nach der Thüre und hereinhüpfte unter diesem Ausrufe ein junges, blühendes Mädchen mit glühenden Wangen, den Shawl leicht zurückgeworfen, den Arm von Manschetten und blitzenden Spangen umschlossen, und den Hut bereits in der Hand, um den spielenden Locken mehr Raum zu gönnen und die erhitzte Stirne zu kühlen. Nach kam ein Mann in den dreißiger Jahren mit einem langen, blauen Fracke, den große, gelbe Knöpfe in weiten Absätzen wie Meilenzeiger schmückten, weißer Binde, weißbaumwollenen Handschuhen und einem hohen, spitzen Hute, der vor zehn und etlichen Jahren einmal ganz modern war.

Binder's kurze Bemerkung: „Nichts Eugen," der Uebrigen halb unterdrücktes Flüstern und ein rascher Blick überzeugte sogleich die Eingetretene von ihrem Irrthume. Indessen zeigte sich durchaus keine Spur von weiblicher Schüchternheit oder Verlegenheit, wenn nicht ein flüchtiges Roth, das wie ein Schatten über die Wangen zog, diese noch tiefer gefärbt hätte. Rasch plauderte das Mädchen, vollkommen der Ueberraschung Meister, einige Entschuldigungen daher, während der Citherspieler sich erhob und ehrerbietig verbeugte. Dann erfaßte er die jugendliche Gestalt mit seinen großen, feurigen Augen so gewaltig und so fest, als wolle er in's innerste Kämmerlein des Herzens dringen, so daß diese leicht erzitterte und überwältigt von der Gluth dieser Blicke die Augen zu Boden senkte.

„Fräulein Hannchen Huber, meine Schülerin,“ stellte Binder mit leichter Handbewegung die sich fremden vor, — „mein Freund Francesco, Künstler und Modelleur aus Italien“ — —

— „Francesco di Montona,“ verbesserte rasch mit einem Anfluge von Stolz der Italiener, — „und hier — Herr Küfermeister Schwarz.“

„Aha, die Verlobten! Gratulire von Herzen, meine Herrschaften,“ rief der Italiener und maß mit einem ironischen Blicke vom Kopfe bis zu den Füßen den Freiersmann, der halbverlegen dastand, seinen Hut in den Händen drehte und erst nach wiederholter Einladung des Wirthes sich niederließ.

„Ach, Monsieur Francesco di Montona, nun noch einmal das schöne Lied, ich bitte recht freundlich. O, wer wollte was Schöneres, was Wundervolleres hören, als ein solches Lied mit dieser Citherbegleitung?“

„Dieses Lob, Signora, unerwartet und unvorbereitet, wie es von Ihren Purpurlippen floß, macht mich stolzer als ein tausendstimmiger Applaus der großen Oper. Sie müssen ein edles Herz besitzen, denn sie wissen selbst das einfache, aber glühende Lied des Südländers zu schätzen. Darum sei der edlen Donna leisester Wunsch mir fortan strenger Befehl!“

Hannchen warf sich auf den Lehnstuhl ihres Vaters an der Seite des Fremden, um ja keinen der süßen Laute ihrem Ohre entschlüpfen zu lassen, denn bereits glitt Francesco's Hand, wie vom Lufthauche getragen, über die Saiten und entlockte ihnen ein zaubrisches Vorspiel. Dann wiederholte er, wo möglich mit noch erhöhter Tiefe, Kraft und Fülle des Gesanges, mit noch gesteigerter Zartheit und Harmonie der Begleitung

die gesungenen Strophen und fuhr darauf mit einer Bewegung in Blick und Stimme, die nicht leicht mißdeutet werden konnte, und der ganzen Gluth seines schönen Heimathlandes fort:

„Seht! da kommt sie, wie beschworen,
Die mein Herz sich auserkoren:
Mädchen mit dem Feuerblick! —
Komm, du sollst in meinen Armen,
Sollst an meiner Brust erwarmen
Zu des Lebens höchstem Glück!" —

Ein donnerndes Halloh belohnte den Künstler. Hannchen sank rasch in den Stuhl zurück und verdeckte mit den Händen das glühende Antlitz, um wenigstens den guten Schein zu retten. Küfer Schwarz, dem es schon längst in den Fäusten prickelte und der Boden unter den Füßen brannte, stand auf und verabschiedete sich trotz aller Bemühungen des Vaters mit einem kurzen „B'hüt' Gott beisammen!" Noch unter der Thüre bemerkte er dem leuchtenden Wirthe, daß er keinen Schlüssel bei sich führe und um einer solchen Gesellschaft willen es nicht über sich vermöge, seine bejahrte Mutter allein zu Hause warten zu lassen.

„Er hat wieder keinen Schlüssel, Freunde, der Herr Bräutigam," rief Binder mit lauter Stimme, daß es der Küfer noch hören mußte. „Mamachen gibt halt dem dreißigjährigen Knaben keinen, und wenn er nicht Punkt 10 Uhr zu Hause ist, muß der lose Bube auf der Staffel campiren."

Die Gesellschaft jubelte und Francesco wechselte mit seiner Nachbarin einen Blick, der mit Mitleidslächeln und Achselzucken erwiedert wurde.

Trüben, trüben Sinnes kehrte Onkel Hubert in das Zim-

mer zurück und beobachtete fast argwöhnisch den fremden Sänger, der von Sekunde zu Sekunde lebendiger und feuriger agirte, Stückchen um Stückchen spielte, Liedchen um Liedchen sang und in den Zwischenpausen das aufmerksame Ohr seiner Nachbarin mit schillernden, glänzenden Schilderungen zu fesseln und zu betäuben verstand. Mit welch' inniger Vorliebe und Bescheidenheit wußte er nicht das Ringen und Schaffen seiner Kunst, die plastischen Werke, welche aus der Meisterhand hervorgingen, und den reichen Lohn, welcher dem thätigen Mühen folgte, zu schildern? Mit welch' inniger Sehnsucht und glühender Begeisterung erzählte er nicht von dem blauen, milden Himmel, den üppig grünen Thälern, den dunkeln, schattigen Orange-Wäldern und duftumflorten Bergen, den weitberühmten Seen und plätschernden Bergströmen, den belebten Städten und freundlichen Villen seines herrlichen Heimathlandes? Thränen befeuchteten seine Augen, als er des Stammschlosses der Montona's, ihres wahrscheinlichen Erlöschens und der kühnen Thaten gedachte, welche ihre Heldennamen mit unsterblichem Griffel in der Geschichte seines Vaterlandes verzeichneten. Mit welchem Humor erzählte er nicht von seinen weiten Zügen von Süden nach Norden, von Osten nach Westen und den kleinen Abenteuern, welche die Reise kürzten, und wie er Land und Leute und Leute und Land kennen gelernt, beobachtet und bewundert hatte! —

Ach! seinem Glücke fehlte nur etwas: eine treue Begleiterin, welche ihm mit gleichen Gefühlen, gleichem Eifer und gleichen Ansichten auf seinen weiten Fahrten folgte und getheilte Freude zur doppelten Freude erhob. Wie zart wußte er doch in seinen Worten ein Lob, wie sinnig eine Schmeichelei anzu-

bringen, die klangvoll im Herzen des jungen Mädchens wiederhallte.

„Ach," rief er unter Anderm, „Hannchen! — was soll das sein? Ha—a—annchen! — was heißt das? Dieser rauhe hohlklingende Name, den kaum meine Zunge zu sprechen vermag, beleidigt mein Ohr und stößt kalt mein Herz zurück. Hannchen! — wie weh das thut! Sagen wir doch lieber: Giovanna, ja Donna Giovanna," rief der Italiener mit dem biegsamen, weichen Tone, der seine Sprache so sehr kennzeichnet. „Klingt das nicht wie fernes Saitenspiel und dringt warm und wonnig zum Herzen? O, in diesem einzigen Worte liegt mehr Gefühl, als oft in langen, langen Liedern, die unberührt und nicht berührend am Herzen vorüberziehen! — Und erst," fuhr der Sänger mit gedämpfter Stimme fort und erfaßte die zarte Hand des jungen Mädchens, „und erst wenn man Donna Giovanna di Montana sagen würde, müßte das nicht der schönste, der lieblichste Name im weiten Erdenrunde sein? Um so schöner noch, wenn daraus dem altehrwürdigen Geschlechte der Montona's neuer Segen, neue Blüthen erspressen, wenn . . . . ."

„Zwölf Uhr — Polizeistunde, meine Herrn," rief Onkel Hubert, der längst diese Zeit ersehnt hatte, mit schwerer, lallender Stimme. Willig, wenn auch ungern, leistete sofort Alles diesem unangenehmen Rufe Folge und man schickte sich fast hastig, könnte man sagen, zum Aufbruche an. Durch manche unangenehme Erfahrung gewitzigt, hielt nämlich Onkel Hubert streng auf das Einhalten der Polizeistunde und seine Kinder

folgten ihm unbedingt, denn sie wußten, er hatte so seine guten Gründe dazu. — —

Tiefe, lautlose Stille ruhte über dem weiten Gartenreviere, welches einen Theil der Stadt begrenzte. Nur das Rauschen des Laubes vernahm man, wenn es ein schwacher Windstoß zu traulicher Unterhaltung zusammenführte, und hie und da den scheuen Ruf eines Nachtvogels. Des Mondes silberfarbenes Licht war von Wolken umhüllt und man konnte nur undeutlich die Umrisse der einzelnen Gebüsche und Pflanzen unterscheiden.

Doch still! was erhebt sich dort auf der äußersten Mauer, die an den Stadtgraben stößt? — Ein Mann, in einen weiten Mantel gehüllt — halt — noch Einer! — Der zweite zieht bedächtig eine Leiter nach und stellt sie zum Hinabsteigen zurecht. Folgen wir ihnen, wie sie leise und vorsichtig durch das Buschwerk schleichen und Mauer um Mauer überspringen. „Hier, das ist der Platz," sagte endlich mit gedämpfter Stimme der Aeltere, welcher die Leiter in der Hand hielt. „Siehst Du, dort das erste Fenster in der zweiten Reihe ist das Schlafcabinet. Nun mache Deine Sache gut, Francesco, und laß Deinen „Duft" nicht merken."

„Ach, was Duft? — Da geht's um so besser, mein Getreuer, denn wenn des Künstlers Kopf inspirirt ist, zeugt er erhabene Ideen und dringt in kühnem Fluge vorwärts. Ist das nicht erhaben, einen Tölpel zu verdrängen und den reichen Fischfang selbst einzuthun. Das Fischlein will ich gern entbehren, wenn nur die Goldschuppen bleiben. Wir können es beide brauchen, und Du kennst bei glücklichem Gelingen unsern Accord." Der Andere nickte zustimmend mit dem

Haupte; Francesco machte sich's leicht, stellte behutsam die Leiter an das Haus und kletterte Sprosse um Sprosse empor. Endlich steht er hoch genug und schiebt vorsichtig eine schöne Blumenvase mit reichem Inhalte an das Fenster. Gleich still klettert er wieder zurück und nach wenigen Augenblicken erschallen die leisen Accorde einer Guitarre durch die stille Nacht. Dann vereinigt sich mit den Accorden, welche bald mächtiger, bald gedämpfter erklingen, eine melodische Stimme und man kann deutlich die Worte unterscheiden:

„Horch, Geliebte! Dein Getreuer
Ist noch wach und seufzt nach Dir.
Du bist ihm so lieb, so theuer!
Noch zur Nachtzeit weilt er hier,
Reicht im Sange Dir sein Herz,
Junger Liebe süßen Schmerz.

Flur und Wälder friedlich feiern,
Bis der junge Tag sich zeigt;
Nur mein Herz will stets erneuern
Seine Sehnsucht unerreicht;
Will im Liede sich Dir weih'n,
Will in Deiner Nähe sein.

Höre! Liebste aller Schönen,
Holde Jungfrau, höre mich!
Lausche meinen Liebestönen,
Zeig' am off'nen Fenster Dich!
Höher hebt sich meine Brust,
Sing' ich Dir der Minne Lust.

Schlumm're, bis der neue Morgen
Purpurroth den Osten malt,
Schlumm're süß und ohne Sorgen,
Bis die Sonne niederstrahlt!
Denke dann, wenn Du erwacht,
An den Sänger dieser Nacht!"

Als der letzte Ton verklungen war, entfernten sich still und auf demselben Wege die Sänger. Am Fenster aber zeigte sich eine zarte Hand, hob die Blumenvase hinein und spielte mit den bethauten Blüthen. „Sollte kein Billetchen darin verborgen sein?“ fragte Hannchen sich selbst und prüfte die Blumen. „Ach, da ist's!“ Welche Freude, welche Lust für das eitle Herz! Rasch wurde das süßduftende, reichverzierte Blättchen geöffnet, gelesen und wieder gelesen. Es enthielt nur wenige Worte: „Auf ewig Dein!

Panizza Francesco di Montona.“

„Ja, auf ewig Dein!“ rief das Mädchen in begeistertem Wahn, „auf ewig Dein, edler Francesco, stolzer Sohn Italiens! Du sollst Dich in dem nordischen Mädchen nicht täuschen, nein — nie! Auf ewig Dein!“ —

II.

Ein Bürger vom alten Schlag.

„Ehret die Frauen! sie flechten und weben
Himmlische Rosen in's irdische Leben,
Flechten der Liebe beglückendes Band,
Und in der Grazie züchtigem Schleier
Nähren sie wachsam das ewige Feuer
Schöner Gefühle mit heiliger Hand."
Schiller.

Machen wir uns am andern Abend — ein Samstag ist's zufällig — etwas früher auf den Weg. Onkel Hubert's Brauerei bleibt rechts liegen, und wir steuern direkt die breite Straße hinauf. Wir kommen nicht weit, ohne daß auf der andern Seite ein hübscher, ganz neu eingerichteter Fleischerladen unsere Aufmerksamkeit fesselt. Ueber der Thüre ist eine lange Tafel angebracht, hochroth angestrichen und mit hellgelben Buchstaben stehen die Worte d'rauf: Valentin Schütt, Metzgermeister. Beleidigt und unwillig wendet sich das Auge von den grellen Farben, und beruhigt sich erst wieder bei dem Anblicke eines überraschend reichen Blumenflors, welcher durch die blanken Schaufenster blinkt und manchen Neugierigen zum

Kaufe anlockt. Ich wollte darauf wetten, die bunte Tafel ist eine Angabe des Meisters, der seinem blutigen Handwerke mit seltener Vorliebe zugethan ist, und die Blumenverzierung eine Erfindung der Meisterin. Wir werden später sehen, ob ich Recht habe.

Der freundliche Anblick des Ladens, welcher in den Augen wiederstrahlt, dehnt seinen Zauberkreis bis zum Gaumen und Magen aus. Beide lächeln und finden sich freudig erregt im Vorgeschmacke all der fleischigen Herrlichkeiten, die da aufgespeichert liegen. Den Mittelpunkt bildet, halb von Blättern und Blumen versteckt, ein mächtiger, breitschulteriger Pressack, der Präsident der kleinen Versammlung. Ringsum ruhen zwischen Blumen wie auf Bänken in berathender Unthätigkeit Schwartenmagen und Cervelat als Räthe und Assessoren. In den hintern Räumen lagern, zu Dutzenden auf einander geschichtet, Bratwürstchen en miniature auf Halbsold, lauter lernbegierige Praktikanten, denen bei langem Leben lange Hoffnung blüht. Allenthalben erblickt man in den Zwischenräumen Leberwürste in jeder Gestalt und Salami, der Schreiber bleiche Schaar, und über alle hinweg drängt sich mit blühenden Wangen und frechen Blicken Fleisch- und Rothwurst, der Boten ungestümmes, zudringliches Heer. Ringsum an den Wänden liegen Lenden- und Seitenstücke aufgestappelt, schwere Aktenfascikel, die Manches erzählen könnten. Ganz oben hängen in langen Reihen, braun vor Reue und Scham, die abgeurtheilten Verbrecher. Sie wurden bei lebendigem Leibe geschmort und geräuchert, dann aufgehängt und harren nun ihrer Erlösung durch die mitleidigen Zähne eines Menschenkindes. Kleinere Delin-

quenten oder Polizeifrevler, auch „Knobelinchen" geheißen, werden von kurzer Hand abgewandelt und sofort gezüchtigt. Da steht ein großes, blechernes Gefäß mit siedendem Wasser; hinein mit ihnen trotz alles Sträubens, dann rasch heraus und frisch verzehrt, wenn sie auch noch so sehr zischen und sich blähen! Die Prozedur ist kurz, bündig und beispiellos billig. Wer sein Stückchen Brod selbst mitbringt, und im Falle des Durstes sich mit einem frischen Trunke am nahen Brunnen begnügt, erhält Stück für Stück um drei Kreuzer, und noch obendrein den besten Trost aus einem alten Volksliede:

„Beim Metzger, da kauf' ich mir 'ne Wurst,
Am Brunnen, da lösch' ich meinen Durst,
Und hab' doch nie viel Geld, Juchhe!
Und hab' doch nie ein Geld."

So war's wenigstens damals. Ob die Vertheuerungswuth und Spekulationsnoth, welche vom strotzenden Fruchtsack des behäbigen Bauern bis zum letzten Hälmchen Schnittlauch in der Gärtnerin Korb wie ein zehrend Fieber schleicht, auch diesen Artikel angegriffen hat, weiß ich nicht.

Dieses ist nun der Lebensschauplatz, das eigentliche Sebastopol der Schütt'schen Eheleute Valentin und Maria.

„He da, Leute!" rief in diesem Augenblicke der Meister, indem er die letzten Werkzeuge im Laden in Ordnung richtete oder aufhob, „jetzt müssen wir noch die Hackstöcke abnehmen, Messer und Beile reinigen, den Hof scheuern und frische Luft hereinlassen. Dann geht's zum Nachtessen und dann ist Feierabend für diese Woche."

Rasch wurden die einzelnen Arbeiten gefördert und bald waren Mann und Frau, Gesellen, Junge und Magd beim

Mahle versammelt. Nachdem der Hausvater sein Käppchen bei Seite gelegt und ein kurzes Tischgebet gesprochen, wurde die Suppe vertheilt. Es war Fleischbrühe von Mittag, mit Eiern, Brod und Grünem trefflich restaurirt. Darauf folgte kaltes Rindfleisch und Salat. An dieser Platte Salat hätte ein gewandter Traiteur zehn Gäste fünf Wochen lang sich satt sehen lassen und immer noch Vorrath gehabt. Wir wollen nicht mitessen, theils aus Bescheidenheit, theils aus Besorgniß, dem kräftigen Appetit der Theilnehmer einen Abbruch zu thun. Indessen können wir die beiden Hauptpersonen ein wenig näher betrachten, mehr innerlich als äußerlich. Wir dürfen nur zu den Augen, den Guckfenstern, die unser lieber Herr Gott selbst gezimmert hat, aufmerksam hineinsehen.

Der Meister, ein starker, großer Mann mit blühendem Antlitze, nervigen Armen und Fäusten und fast strengen Blicken, besaß ein treues, glaubensstarkes Herz und galt wohl allenthalben für eine „grundehrliche Haut." Beliebt war er nur bei Wenigen. Manche Köchin spazierte am Laden vorbei, wenn sie ihn durch die Auslagefenster drinnen erblickte, um erst auf dem Rückwege einzukehren und mit der Frau zu verhandeln. „Er ist zu barsch, zu kurz gebunden," hörte man oft sagen, „und viel zu knickerig. Gibt er doch nie ein Loth Aufgewicht, Alles wie abgemessen, wie abgezirkelt." — Den Bauern war Schütt im Einkaufe zu besonnen, zu überlegend, den Unterhändlern zu reell. Letztere haßten ihn förmlich, weil er all die kleinen „Kniffe und Pfiffe" — zu deutsch Betrügereien — verschmähte, welche bei keinem Gewerbe mehr gang und gäbe sind, als bei den Fleischern, die mit der Zeit selbst einen gewissen Gerechtig-

keitsanstrich, eine gewisse Autorität erlangten und gemeinlich nur als „Gewerbs- oder Geschäftsvortheile" betrachtet werden. Bürger und Nachbarn spotteten gern heimlich über den strebsamen Handwerker wegen seiner bigotten Zopfansichten und Klosterbruder-Manieren. Das kümmerte Schütt wenig. Ließ ihn Einer etwas hören, so durfte er gewiß sein, eine treffende, beißende Antwort zurückzubekommen. Er bezahlte und behandelte seine Leute gut, hielt aber große Stücke auf Zucht und Sitte. Wie dieses zu verstehen, werden wir sogleich nach Tisch sehen.

Die Meisterin bildete dem Anscheine nach fast das Gegenstück. Nicht sehr groß, bleich und schmächtig, machten sie die natürlichen, schwarzen Hänglocken fast ein wenig vornehm. Ein Himmel voll Güte und Liebe lag in diesen blauen Augen. Für jeden Kunden hatte sie ein freundliches Wort. Mit dem Glücklichen freute sie sich, als gelte ihr der funkelnde Stern des Glückes; dem Trauernden brachte sie Rath und Trost. Selten fielen ihre Worte auf Felsen oder Sand und kein Gast schied von ihr ohne ein freundliches „Baldwieder!" Auch Johanna Hubert kehrte häufig in dem Laden ein, bald in ihrem höchsteigenen Interesse, bald in dem ihrer Gäste, und es wechselte sogar zwischen beiden das vertrauliche Du. Die Meisterin sprach manches wohlmeinende Wort zu dem flatterhaften Mädchen, das bald wieder verflog, manchmal auch gar spitzig und scharf erwiedert wurde. „Ei!" sagte mehr als einmal Johanna, „so bekehre doch zuvor Deinen Vater, er denkt und spricht und glaubt gerade so wie mein Vater, wie Binder und ich." Maria schwieg bei solchen Worten. Mit tiefem Kummer gedachte sie

des weltlichen, irreligiösen Sinnes ihres alten Vaters, der, ein guter Genosse und Freund zu Onkel Hubert, sich wenig um die Bitten und Zureden, um den Schmerz seines einzigen Kindes bekümmerte. Unter solchen Umständen war es gut, daß ein Glaube, eine Frömmigkeit dieses Herz beseelte, wie man selten findet. Rührend in der That erschien Jedem die kindliche Liebe und Verehrung ihrer Namenspatronin, der allerseligsten Jungfrau, und felsenfest stand ihr Vertrauen. In jeder Noth, in jedem Anliegen wandte sie sich zu ihrer hohen Beschützerin und selten blieb ihr Gebet unerhört. Ihr Glauben, ihr Vertrauen ruhte auf eisenstarkem Fundamente, wie der Herr sagt: „Wenn ihr einen Glauben habet, gleich einem Senfkörnlein und ihr saget zu diesem Berge: Versetze dich dorthin, so wird er sich versetzen, und nichts wird euch unmöglich sein." Matth. 17, 19. Almosen geben gehörte zum täglichen Geschäfte. Sie hatte auch hierin so ihre eignen Kunden, die Niemand selbst die Behörde nicht kannte, und gab stets mit vollen Händen. Recht wohl wußten die Leute, daß der jeden Sonntag erneute Blumen- und Guirlandenkranz in der nahen Kirche zu unserer lieben Frau von der frommen Meisterin herrührte, und daß mancher Mantel, manches Gewand, manche Spitze und sonstiger Schmuck für das wunderthätige Gnadenbild aus ihrer Hand stammte. „Die hat gut machen," eifersüchtelte oft die eine Nachbarin, „sie hat eben keine Kinder, bei uns ist das anders."

„Ja wohl," meinte die zweite, „hätte sie nur so ein „„Einsatzgewicht,"" wie ich, da sollte das all unterbleiben. Mann und Frau und sechs Kinder sind accurat ein Einsatz, denn acht

Stück gehören zum Pfundgewicht. Da gibt's Sorgen, da gibt's Auslagen! Sie wachsen nur so aus dem Boden."

Hätten doch die guten Weiber gewußt, daß gerade dieses einen nebelumflorten, trüben Punkt im Leben der Geschmähten bildete! Wie manches Gebet, wie manches Gelübde war deßhalb schon zum Himmel emporgestiegen! Wie gern hätte die Metzgerin eine solche Bescherung vom lieben Gotte empfangen, ernährt und erzogen! —

„Munter, Leute, aufessen!" mahnte jetzt der Meister, indem er die Reste der Mahlzeit vertheilte. „Morgen ist Sonntag, da geht's neu an. Wer heute nicht aufessen hilft, bekömmt morgen keinen Braten, denn

Arbeit, Tisch und Kleider rein,
Muß der ächte Sonntag sein.

So war's bei meinem Großvater, so bei meinem Vater, und so bleibt's."

Die Mahnung verklang nicht fruchtlos. Bald standen Schüssel und Teller so rein, als hätten Bienlein sie abgetragen. Der Meister erhob sich und kniete nieder, um dem Allmächtigen für alle Gaben und Gnaden der Woche nach altem Brauche zu danken. Die Seinigen thaten ein Gleiches. Das Auge zum Gekreuzigten erhoben, beteten Alle wie aus Einem Munde und himmlische Geister trugen ihr vereintes Gebet zum Throne des Allmächtigen empor:

„O Gott! der du aus Gütigkeit
Hast alle Ding' erschaffen,
Und haltest sie in Dienstbarkeit
Mit väterlichen Waffen,

In deinem Preis mit höchstem Fleiß
Die Cherubim verharren,
Vor deiner Macht und Ehrenpracht
Die Seraphim erstarren.

Dein' mild' und väterliche Hand
In Gnaden uns erhalte,
Und gib, daß deiner Liebe Brand
Niemals bei uns erkalte;
Damit allzeit das Herz bereit
Dein' großen Namen preise,
Ja auch der Mund zu aller Stund'
Dir Ehr' und Dank beweise.

O Gott! dir sei Lob, Dank und Ehr',
Wann früh die Sonn' sich zeiget:
Ingleichen auch, wann sie nunmehr
Zum Untergang sich neiget;
Dann früh und spat wir deiner Gnad'
Ohn' Ziel und Maß genießen:
Und hört nicht auf in vollem Lauf
Dein Gnadenmeer zu fließen.

O Mutter Christi, Königin
Des Himmels und der Erde!
Zu dir mein Sinn steht immerhin,
Ein Schild im Leid' mir werde.
Ihr Heiligen insonderheit,
Die ihr auf Erden strittet,
In Ewigkeit und alle Zeit
Im Himmel für uns bittet.

O heiligste Dreifaltigkeit,
Dein Lob und Preis zu mehren,
Verricht hab' meine Schuldigkeit,
Damit ich thu' begehren:
Du wollest mich doch gnädiglich
Für Sünd' und Schand bewahren,
Daß, wenn ich sterb', dein Reich erwerb',
Und gern die Welt laß fahren."

Das Gebet ist vorüber und Mann für Mann marschiren die Gesellen auf den altmodischen, reichverzierten Commod nächst der Thüre zu. Darauf stehen drei Krüge von gleicher Größe, mit zinnernen Deckeln beschlagen und mit Aepfelwein gefüllt, und ein vierter kleinerer ohne Deckel für den Lehrjungen. Aber warum langt denn jeder Geselle zweimal zu? Steht vielleicht eine Commundose dort, und gilt es eine Prise zu nehmen? — Ach nein, das sind andere Prisen. Hinter jedem Kruge liegt, so nett und zierlich wie ein Pülverchen aus der Apotheke in Papier eingeschlagen, der Wochenlohn eines Jeden. Selbst der Lehrjunge ist mit einigen Dreiern bedacht, damit ihm's Herz nicht weh thut, wie der Meister sagt, wenn er die Andern zulangen sieht und leer ausgehen muß. Wohl dem Meister, der so nicht allein gewissenhaft, sondern ängstlich pünktlich seine Leute zahlt. Er wird treue, verlässige Arbeiter haben und jede selbst die schwierigste Arbeit mit Freude und Lust vollbringen sehen. Das ist der erste Strebepfeiler des guten Gewerbes.

Ein Geselle blieb im Zimmer zurück. Der Lehrbube mußte sein guter Freund nicht sein, denn er wandte sich unter der Thüre, schnitt etliche Gesichter und schlug dem Burschen ein Schnippchen.

„Was soll das bedeuten, Meister?" fragte dieser mit erregter Stimme. „Mein Lohn ist in färbiges Papier gewickelt, — das heißt doch: Die Arbeit ist aufgesagt — heute über acht Tage schnürst Du Deinen Bündel!"

„Ganz richtig," bemerkte ruhig Schütt.

„Ja, warum denn? Was fehlt denn meiner Arbeit?

Ich glaubte immer es Allen zuvor thun zu können und Ihr schickt mich fort!"

„Nicht wegen Deiner Arbeit, Johann," entgegnete der Meister, „die ist gut, ja ausgezeichnet zu nennen, und ich freute mich oft im Stillen, wenn ich sah, wie Dir Alles so flink, nett und säuberlich — eine Hauptsache bei unserem Geschäfte — von der Hand ging. Das ist's nicht, aber —"

„Was aber?" rief in höchster Spannung der Geselle, welcher sich keinen Grund denken konnte.

„Aber Du — fluchst. Bei jeder Kleinigkeit, die Dir quer in den Weg kommt, hagelst und wetterst und fluchst Du, als wenn Himmel und Erde sich aufthun und Haus und Hof verschlingen sollten. Wo geflucht wird, da weicht Gottes Segen. Den brauche ich aber noch länger in meinem Geschäfte und deßhalb müssen wir scheiden."

Wie vom Blitze getroffen, stand der junge Mensch da. Das hatte er nicht vermuthet. Erst überkam ihn Wuth und er wollte dem Meister einen Fluch zur Antwort geben. Dann hörte er des losen, neugierigen Jungen unterdrücktes Kichern vor der Thüre, und tiefe Scham zog ein in sein noch unverdorbenes Herz. „Nein, Meister, nein!" rief er, „hier ist mein Lohn wieder. Ich gehe nicht fort, aber ich nehme keinen Lohn mehr, bis sich das Fluchen verloren hat. Und hat es sich heute über vier Wochen nicht gelegt, so dürft Ihr mich ohne Lohn zum Hause hinausjagen. Man soll einem Mainzer nicht nachsagen, daß er bei dem ersten Meister der Stadt in der zweiten Woche ausgeboten wurde."

Der Meister war zufrieden und der Geselle hielt Wort.

Als er nach Jahr und Tag in seine Vaterstadt zurückkehrte, um den eigenen Herd zu bauen, schied er mit Thränen im Auge von dem Manne, der ihn so kräftig belehrt, so nachhaltig gebessert hatte.

Eine halbe Stunde später saß Maria am geöffneten Fenster des Wohnzimmers, um die kühle Abendluft zu genießen und eine heilige Stille, der Vorbote des morgigen Sonntags, schien in und außer dem Hause dem geräuschvollen Treiben den Platz streitig gemacht zu haben. Sie blätterte emsig in einem Buche, das sie erst heute entliehen hatte. Es war eine Sammlung neuer Marienlieder, die damals viel Aufsehen erregte. Die Meisterin war entzückt bei dieser einfachen, edlen, herzinnigen Sprache, die nur aus reinem, gläubigem Herzen geflossen sein konnte. Mit den Büchern geht's ja wie mit dem menschlichen Auge. Wer fühlt nicht die Unschuld, den himmlischen Frieden, welcher uns aus den blauen Aeuglein der Kinder entgegen lächelt? Und wer empfindet nicht das Unheimliche, das Abstoßende des Auges, welches Tücke, List und Verrath sinnt? Wir fühlen, wir empfinden es und können uns doch die Ursache davon nicht erklären. So mit den Büchern, die wir lesen. Nach den ersten Blättern schon weht uns ein gewisses Gefühl entgegen, entweder anziehend und zum Herzen dringend, weil's aus dem Herzen kommt, oder abstoßend als gemacht und widernatürlich. Wir fühlen das deutlich und können doch nicht sagen, woher und warum? —

„Ach, da ist ja ein alter Bekannter!" rief die Meisterin freudig, „Maria Freudenreich! — nur ein wenig verändert," — während der Lehrjunge leise zur Thüre hereinschlich und

ein kleines Bündelchen unter dem Schurzfell zu bergen suchte, das fast größer war, als der Bursche selbst.

„Was gibt's, Kleiner? fehlt Dir etwas?" fragte die Lesende, vom Buche emporblickend.

„Ach!" jammerte der lose Schelm, wenn halt Frau Meisterin mir nicht gram würde! Es ist mir ein schlimmer Streich passirt. Meine neue Jacke will gar nicht mehr halten und ist schon wieder gesprungen."

„Streich passirt? hält nicht — gesprungen?" wiederholte halb lachend, halb ärgerlich die Frau, „das heißt doch mit andern Worten: Am letzten Sonntag haben wir wieder gespielt wie Tollhäusler, dann gerauft und gepackt wie Wilde, und einander die Kleider zerrissen. Darum warst Du so zeitig zu Hause und so schnell entkleidet."

„Ich will's nicht mehr thun, Frau Meisterin," betheuerte flehend der kleine Bittsteller, „ich lasse gewiß nichts mehr springen."

„Nein, nein, Bürschchen, Dein Vater könnte sich arm mit lauter Jacken kaufen. Geh' Du nur morgen zerfetzt in die Kirche und Christenlehre, damit Dich die Andern recht auslachen. Das wird schon helfen!"

„Ach, nur noch einmal!" flehte in aller Angst der Junge, „ich will's gewiß nicht mehr thun, Frau Mutter; — nur noch einmal, liebe Frau Mutter!"

„Still, listiger Fuchs," entgegnete rasch Maria; „damit willst Du mich immer fangen. Gib her! — aber es ist gewiß das letzte Mal. Zur Strafe mußt Du mir indessen etwas deklamiren, z. B. Maria Freudenreich, sonst verlernst Du Alles."

Der Fleischerjunge deklamiren? werden Manche erstaunt fragen. Und ich antworte beherzt: Ja. Schon oft wurde der Michael Knott ob dieser Kunst in der Schule belobt und belohnt. Der allgütige Schöpfer gibt manchem Menschen natürliche Gaben und Fähigkeiten, die sich aus eigener Kraft, aus eigenem Triebe bis zu einer gewissen Höhe entfalten, wie die Blume unter den milden Strahlen der Sonne. Dann bleiben sie stehen, weil entweder widrige Lebensverhältnisse hemmend in den Weg treten oder der äußere Schliff, die wissenschaftliche Politur mangelt. Und doch sprechen solche Anlagen in dieser natürlichen Entwicklung weit mehr zum Herzen, als die Leistungen jener Halbtalente, die mit allen künstlichen Mitteln zu einer Höhe emporgetrieben werden, wofür ihnen der geistige Schwung, die zähe Elastizität fehlt, wofür sie nie und nimmer bestimmt waren und darum auch stets verwitterte, verkrüppelte Treibhauspflänzchen bleiben. Wohl war es recht drollig anzuschauen, wie der Knabe einen Schemel herbei brachte, der ihm als Katheder, als Bühne dienen mußte, sich mit den aufgestülpten Aermeln und dem langen Schurzfell am Halse darauf in Position stellte, und mit einem Ernste, mit einem Feuer, als stünden Tausende aufmerksamer Zuhörer ringsherum, seinen Vortrag begann. Die einfachsten Patomimen und Actionen begleiteten folgende Worte:

Maria Freudenreich.

„O Jungfrau zart, von edler Art,
Wie solche nie geboren ward,
Du hast mein Herz umfangen
Und angefacht
Der Liebe Macht!
Nach dir steht mein Verlangen.

Kein weiblich Bild ist deinem gleich,
So hoch gelobt und tugendreich
In Sitten und Geberden;
Du hast ja schon
Der Tugend Kron'
Errungen dir auf Erden.

Du bist die Sonn', das grüne Reis,
Das nach der heil'gen Schrift Beweis
Aus Israel entsprossen!
Das recht' Erbtheil,
Des Himmels Heil
Von dir ist hergeflossen!

Du ward'st vor Allen ausgesucht,
Zu bringen uns des Lebens Frucht,
Das Himmelsbrod zur Speise,
Den wahren Weg
Und rechten Steg
Zum ew'gen Paradeise.

Drum sei gegrüßt, o reinste Braut!
Auf dich sein ganz Vertrauen baut
Dein Kind zu deinen Füßen!
O laß mich heut'
Und alle Zeit
Als Mutter dich begrüßen!"

„Recht schön, Michael, wirklich recht schön! Sieh, ich habe einstweilen bei Deinen Zuhörern gesammelt," sagte lächelnd die gute Frau und reichte dem Knaben aus ihrem Nähtischchen einen funkelneuen Sechser. „Vergiß aber nur Deine Kunst nicht und zerreiße mir keine Jacke mehr!" rief sie noch dem Jungen nach, der jubelnd davon eilte, um allen nachbarlichen Collegen von seinem Glücke zu erzählen.

Das Flickwerk war beendigt und die Meisterin wollte ge-

rade das Fenster schließen, als draußen ein freundliches „Guten Abend" erklang und ein Brief hereingereicht wurde. „Es ist der letzte für heute, Frau Schütt, oder wie man jetzt sagen muß, Madame Schütt. Möge er gute Nachricht bringen! Ich wünsche, was der Brauch ist."

„Danke schön, Post-Jakob, deßgleichen!"

„Ja," seufzte die Meisterin leise vor sich hin, während sie den Brief nach allen Seiten betrachtete und untersuchte, „ich bin Alles: Meisterin, Bürgerin, Frau, Madame, Gattin, Weib, Gemahlin — Alles, Alles! — nur nicht — Mutter! O Herr, Dein Wille geschehe! Ich unterwerfe mich in Demuth Deiner weisen Fügung. O stärke nur mit Deiner Gnade den Willen meines Mannes, daß er mit Geduld sich füge." Lichte Thränen, des betrübten Herzens beredte Zeugen, perlten bei diesen Worten über die bleichen Wangen und konnten nur durch des Weibes erste Tugend, die Neugierde, verdrängt werden.

„Was doch der Brief enthalten mag?" calculirte Maria, ihre Prüfung keinen Augenblick unterbrechend. „Der Poststempel heißt —rt. Das liegt draußen im Walde. Ach richtig!" fuhr sie nach einer Weile fort, „da hat mein Mann weitläufige Verwandte, ich glaube Nachgeschwister-Kinder. Die werden wohl eine Bitte haben oder etwas verkaufen wollen. Das schöne Siegel: Glaube, Hoffnung und Liebe! Das hat ihnen gewiß der Herr Lehrer des Ortes geschrieben." —

Wohl wäre das ein passendes Siegel für den Landlehrer. Glaube, Hoffnung und Liebe sind ja die einzigen Stützpfeiler, an denen er sich wie die Rebe emporranken muß, denn sein

zeitlicher Lohn für die Heranbildung ganzer Geschlechter beträgt wenig mehr als leer gedroschenes Stroh.

„Wenn nur mein Mann käme! — ich kann's kaum erwarten."

Endlich hörte sie den bekannten Tritt. „Eil' Dich, Valentin, es ist ein Brief da!" mahnte die Harrende schon von der Ferne. „Mach' nur fort und lies!"

„Nur langsam, Frauchen, nur langsam! Laß mich nur erst herein! — Zünde einstweilen Licht an und schneide das Siegel entzwei." Der Meister machte sich's commod und las dann folgende Zeilen:

„Sehr verehrte Freunde und ehemalige Pfarrkinder! Gerade ein Jahr ist es, daß ich als Pfarrverweser aus Ihrer Mitte schied, um im tiefsten Forste mein neues Amt zu übernehmen. Um so mehr schmerzt es mich, diesen ersten Brief mit einer Trauerbotschaft beginnen zu müssen. Vorgestern raffte nämlich das Nervenfieber den braven Taglöhner und Holzmacher Johann Schmitt hinweg, einen entfernten Verwandten von Ihnen, nachdem ich kaum sechs Tage früher sein junges Weib, das derselben Krankheit erlag, zur letzten Ruhestätte geleitet hatte. Das einzige Vermächtniß der beiden Eltern ist ein kleines, dreijähriges Mädchen, ein Bild der Unschuld und Schönheit, ein Engel an Leib und Seele. „„Ich gehe getrost aus der Welt,"" versicherte mir der scheidende Vater in den letzten Augenblicken, „„denn die Schütt's Base wird gewiß mein Kind nicht verlassen!"" — Der Himmel hat Ihre Ehe mit keinen Kindern gesegnet. Ich komme nun im Namen des Allmächtigen und der allerseligsten

Jungfrau und im Vertrauen auf die letzten Worte eines Sterbenden und flehe inbrünstig um Schutz und Aufnahme für die Kleine. Der Herr, welcher jede, selbst die kleinste Wohlthat an den Armen hoch anschlägt, wird Ihnen tausendfachen Segen dafür spenden, und die kleine Sophie wird einst die Freude und Stütze Ihres Alters sein. Vorläufig habe ich die verlassene Waise in mein Haus genommen, wie so manche Andere, denen die unbarmherzige Krankheit Vater und Mutter hinweggerafft, deren Felder nun öde und verwüstet liegen und deren sonst so freundliche Wohnungen nun leer und ausgestorben dastehen. Ich erwarte recht bald Ihre Zusage und werde sodann das Kind mit einem Boten übersenden.

Der Allweise hat uns schwer heimgesucht und kaum reichen mehr die schwachen Kräfte, um all dem Jammer zu steuern. Doch der Herr hat's gegeben, der Herr wird's wieder hinwegnehmen. Sein Wille geschehe!

In Liebe und Freundschaft

Ihr

ergebenster

Remelt, Pfarrer."

Der Meister blickte lang und starr über das Schreiben hinweg, als wolle er das weichende Licht mit den Augen festhalten oder das dunkle Reich der Zukunft ergründen.

„Nun, was denkst Du?" begann endlich seine Frau, „was hältst Du davon? — was werden wir thun?"

„Ich denke," bemerkte langsam der Gefragte, „ich denke, der Herr Pfarrer da draußen hat gut reden, und ich halte

dafür, wir senden ein ordentliches Almosen und damit Punktum."

„Hast wohl recht, Valentin, ich verstehe Dich ganz," antwortete vorsichtig die kluge Maria; „übrigens ist es doch eine Verwandte und kein fremdes Kind. Unser lang genährter Wunsch, ein Kind zu besitzen, würde dadurch in Erfüllung gehen. Nett wäre es, denn wir könnten denken, das Mädchen sei mit drei Jahren auf die Welt gekommen."

„Es ist und bleibt immer ein fremdes Kind, Frau," versicherte Schütt, „und ersetzt nie das eigene Gewächs. Auf die Verwandtschaft Rücksicht zu nehmen, das müßte ein ausgedehntes Geschäft werden, denn von Adam und Eva her sind wir lauter Brüder und Schwestern."

„Das ist doch ein wenig zu weit hergeholt, Valentin, Du stehst dieser Familie weit näher," entgegnete Maria, indem sie allmählig einzulenken suchte.

„Täusche Dich nicht selbst," warnte Schütt. „Hast Du einmal das Mädchen angenommen, so bist Du verbunden, von Anfang bis zu Ende dafür zu sorgen. Wir haben in unserm Geschäfte vollauf zu thun, und müßten also für das Kind eine zweite Magd dingen. Eine zweite Magd aber halte ich nicht unter zweihundert Gulden. Rechne nur selbst!"

„Nein, das dürfte nicht geschehen," versicherte allen Ernstes die Meisterin. „Das gebe ich nie und nimmermehr zu. Ich nehme es auf mich, das Kind zu besorgen, mit drei Jahren ist ohnehin keine Mühe mehr dabei und im Geschäfte sollst Du nie klagen dürfen. Dafür laß nur mich sorgen."

„Marie, Marie!" warnte, mit dem erhobenen Finger dro-

hend, der Meister; „Du denkst nur an die Freude und Lustbarkeit, welche Du von dem Kinde träumst. Denke doch auch an die endlosen Sorgen und Plagen, an die schlaflosen Nächte und Verdrießlichkeiten, an die schwere Verantwortung und Kosten! Und was ist's am Ende? — Wenn das Vöglein flügge ist, flattert's zwitschernd aus dem Neste auf und davon und wir — schauen nach. Das ist die berühmte Stütze im Alter."

„Ganz richtig, ganz richtig!" räumte willig Maria ein, „so geht's häufig; allein dann haben wir wenigstens unsere Schuldigkeit gethan. Ich denke so: wir sind Mittelleute und können keine Denkmäler und Bildsäulen setzen, wir können keine Altäre errichten, wir können keine Kirchen bauen, wie die Fürsten und Reichen. Allein diesen Tempel des heiligen Geistes aufzubauen, liegt in unserer Macht, und daran denken nicht einmal die Großen und Mächtigen. Versäumen wir's — so kommen wir mit leerer Hand, so kommen wir als Leichtgewicht an die Himmelswage und werden zum alten Eisen geworfen. So denke ich!" —

Blitz! das wirkte. Der Meister stand auf, rückte einige Mal sein Hauskäppchen hin und her, ging auf und ab, brummte ein wenig in den Bart und setzte sich wieder. „Gut!" sagte er nach langer Pause, „Dein Wille soll geschehen. Komme mir aber nie mit Klagen, denn die Reue ist ein arger Schelm. Gib Federn und Papier her! Morgen nach dem Amte trägst Du den Brief zur Post." — Die lakonische Antwort war bald geschrieben und der Meister las vor:

„Euer Hochwürden! — Das Kind wird angenommen und soll nur kommen. Wir werden thun, was unseres

Amtes ist. Stehen Sie mit Gottes Hülfe Ihrer Gemeinde treu zur Seite, denn der Hirt darf nicht flüchten, wenn die Heerde überfallen wird. Morgen will ich eine Sammlung an Geld und Kleidern unter meinen Bekannten veranstalten, und was dabei herausspringt, dem Boten mitgeben. Besten Dank für die Pflege meiner Verwandten u. s. w."

Acht Tage darauf trippelte ein kleines Mädchen, Namens Sophie, im Hause herum und lachte so hell, so lieb und freundlich, daß es einem ordentlich wohl that. Es konnte auch gar schön „bitte — bitte!" machen, wenn es die kleinen Händchen emporhob und zusammenpatschte. Abends lehrte es die Pflegmutter für die Eltern selig zum lieben Himmelpapa beten und wenige Minuten darauf schlief das Kind so sanft und ruhig, als hätte nie ein rauher Sturm diese zarte Blüthe unsanft berührt. O ihr glücklichen Tage der Kindheit und Unschuld! —

III.

Hoch fliegen, tief fallen.

„Sechs Wochen geh'n so schlummrig hin,
Da ist man taub und blind;
Die Ehleut' sind ein Herz und Sinn,
Da heißt's: mein Schatz, mein Kind!

Da treibt man lauter närrisch Zeug;
Man lebt, man weiß nicht wie;
Der Ehstand ist ein Himmelreich,
Und lauter Harmonie."

Volkslied.

„Somit wäre die Sache bereinigt, Herr Schwiegerpapa, wir segeln morgen oder übermorgen ab und unser Gepäck folgt nach; indessen miethen wir eine passende Wohnung, stellen Laden und Atelier her und können dann sogleich an unsere neue Einrichtung gehen. Hoffentlich werden bis dorthin auch meine Angelegenheiten in Italien bereinigt sein, und wenn zwei Quellen zusammenfließen, gibt es — sagt Herr Papa — einen Bach." So sprach Francesco eines schönen Morgens ungefähr drei Monate später zu seinem nunmehrigen Schwiegervater, dem Onkel Hubert. Er schmauchte dabei ganz gemüth-

lich aus einem irdenen Pfeifchen und beide stachen zusammen eine Flasche Wein aus, um ihren schlechten, durchlöcherten Mägen wieder auf die Beine zu helfen. Gestern hatten nämlich die Hochzeitsfeierlichkeiten, welche volle acht Tage gewährt, ihren brillanten Schluß erreicht und die ganze Stadt wußte noch Wochen lang zu erzählen, mit welch' unbändiger Lust, mit welch' wilder, grenzenloser Freude diese Feier begangen wurde. Alles wunderte sich, daß der junge Küfermeister Schwarz sich so leicht hatte aus dem Sattel heben und den fremden Künstler das goldene Fischlein wegschnappen lassen.

„Der mußte rasch abschieben, der Tölpel, — so unterhielten sich neugierige Seelen — dem famosen Italiener war er nicht gewachsen. Dafür ist dieser auch ein Künstler von altem Adel und soll die prächtigsten Vermögenszeugnisse dem Magistrate vorgelegt haben. Er reist bloß aus Liebe zur Kunst und kehrt von Zeit zu Zeit auf seine Schlösser heim. Eine gute Ausrede gilt aber auch etwas. Schwarz sprengt jetzt überall aus, es sei ihm gar sehr, insbesondere von den Geistlichen abgeredet worden; diesen Männern aber folge er unbedingt, und deßhalb sei er freiwillig zurückgetreten. O, wie schwach!"

Solches Gerede konnte man allenthalben hören und doch ließen sich die Wenigsten träumen, daß dieser Sieg nur mit schwerer Mühe von der Gegenpartei errungen wurde. Am leichtesten übersprang Francesco die Wälle und erstieg die Herzensmauer der Tochter, so daß diese schon nach wenigen Tagen frei und kühn mit der Erklärung vor die Eltern trat: „Heirathen — ja; doch nur Francesco! — einen Andern nie und

nimmermehr! — Lieber sterben!" — und ihrem Lehrer Binder versicherte, daß, wenn der Vater auf seiner Weigerung beharre, sie sich durch alle bestehenden Gesetze der Weltordnung für berechtigt halte, zusammenzuraffen, so weit der Arm reiche, und im Dunkel der Nacht dem Begründer ihres neuen Daseins zu folgen. Von Hunderten und Tausenden hätte sie gelesen, daß sie gleiche Stärke des Geistes besessen und glücklich ihr Ziel errungen hätten, und sie traue sich keck denselben Muth zu. Während Binder seine gelehrige Schülerin treulich unterstützte und solche Reden als den natürlichen Erguß eines starken Herzens, als die unbedingte Folge einer auf den breitesten Grundlagen der neuesten socialen und materiellen Anschauungsweise basirten Erziehung erklärte, machte Papa Hubert zum bösen Spiele eine böse Miene. Er hatte ja selbst Binder zum Lehrer gewählt, er hatte ja hundert Mal mit der fortschrittsgemäßen Erziehung seines Augapfels geprahlt! Wie konnte er jetzt mit Erfolg widersprechen und Gehorsam erheischen? —

Weit schwieriger als die Tochter war die Mutter zu bewältigen, die dem jungen Künstler nie recht traute und manchen verdächtigen Blick zwischen ihm und Binder erhascht haben mochte. Doch was wäre dem gewandten Fremdling unmöglich gewesen? Er spielte, sang und deklamirte, lobte und schmeichelte, schmiegte und bückte, bezwang und verstellte sich, bis endlich das kleine Bollwerk fiel, denn:

„Mamachen mußt' hätscheln und tätscheln und lieben,
Dann wird dir als Weibchen die Tochter verschrieben."

Wenn auch kein lautes, beifälliges, oder gar befürwortendes Ja, so wurde wenigstens ein stilles Einverständniß

errungen und damit war schon viel gewonnen. Der Hauptstein des Anstoßes aber blieb immer der Vater. Hausfreund Binder nahm es uneigennützig auf sich, mit ihm die Vorpostengefechte zu liefern und ließ manchmal alle Schleusen der Beredtsamkeit los, um den Hartnäckigen mit der Fluth seiner Worte niederzudonnern. Allein der in Gedanken, im Worte so freisinnige Mann wollte von diesem Fortschritte in der Praxis nichts wissen. Immer und immer lagen ihm des Küfers Schwarz blanke Thälerchen und wohl eingerichtetes Geschäft im Sinne und er calculirte, daß diese Thälerchen und seine Thälerchen ein nettes Sümmchen und das Geschäftchen, ein wenig mit Weinhandel verbunden, eine herrliche Anlage geben müßte. Da erschien eines Tages Francesco in schwarzem Fracke, schwarzer Hose, weißer Binde und weißen Glacé's, den zu engen Felbel unterm Arme, als drücke ihn die ungewohnte Tracht, und kramte mit gut einstudirter Rede vor dem erstaunten Elternpaar sein reichverziertes, buntgemaltes Adelsdiplom sammt Stammbaum aus, der bis zu den Feldzügen Heinrich Barbarossa's in Italien reichte. Sodann brachte er wichtige Dokumente über seine Besitzungen und sein Vermögen zum Vorschein, das nach diesen Papieren jenes des Küfers Schwarz wohl um das Fünffache überbot.

„Und nun," schloß der Brautwerber seine Rede, „muß ich noch bemerken, daß ich deßhalb mit diesen wichtigen Dokumenten so lange zögerte, um mich zuvor der Liebe Ihrer Fräulein Tochter zu vergewissern. Schon seit Jahren ist es nämlich mein einziger Wunsch, ein Mädchen zu finden, das aus Liebe und nicht um meines Geldes oder Standes willen den Pfad

des ehelichen Lebens mit mir wandeln möchte. Ich glaube dieß gefunden zu haben. Schließlich muß ich noch nachdrücklich und feierlich erklären, daß ich mir jede Mitgift auf das Ernstlichste verbitte, indem eine solche unter bewandten Umständen zwecklos ist, und nur Ihrem eigenen Geschäfte schaden könnte. Ich glaube nicht, daß Sie nunmehr noch Ursache haben, dem Glücke Ihres Kindes im Wege zu stehen."

Das wirkte. Der Vater bat um eine kurze Bedenkzeit. So mancher Zweifel, so manche Besorgniß ihn auch die Nacht über quälte, so gewann doch am Ende der verlockende Gedanke, sein Hannchen reich und vornehm, ja zur gnädigen Frau erhoben zu sehen, die Oberhand, und er gab am nächsten Morgen seine Einwilligung. Nun schwelgte das ganze Haus in Jubel und Freude. Bald waren die amtlichen Verhandlungen geordnet und es wurde Trauung gefeiert, die, wenn auch in zehn Minuten in der Kirche vollendet, um so länger nach Außen währte.

Kehren wir zu Francesco und seinem Schwiegervater zurück.

„Es bleibt bei meinem gestrigen Ausspruche," bemerkte Onkel Hubert, nachdem er die Auseinandersetzungen seines Schwiegersohnes über künftige Pläne und Einrichtungen in's Weite und Breite mit angehört. „Es bleibt dabei. Ich gebe vorläufig acht tausend Thaler mit auf Wechsel, die Ihr zu jeder Zeit erheben könnt und eine tüchtige Ausstattung, wofür die Mutter sorgen wird. Man soll nicht sagen, meine einzige Tochter sei als Bettelkind aus dem Hause gezogen."

„Ganz nach Ihrem Belieben, Herr Vater, ich will darüber nicht länger streiten."

„Doch wäre mir lieber," fuhr Hubert fort, „Ihr würdet nicht ziehen. Ich hätte mein Kind gern in der Nähe gehabt. Ich glaubte immer, der Ruf eines Künstlers würde die Fremden schon herbeiziehen, selbst in eine kleine Stadt."

„Nein Schwiegerpapa, nein!" entgegnete kopfschüttelnd Francesco. „Wie soll ich in einer kleinen Stadt verkaufen, die fast nur Handwerker birgt? Ein anderes Verhältniß ist es bei dem Handwerke, ein anderes mit der Kunst. Das erstere schafft Bedürfnisse, die Jedermann kaufen muß, — die Kunst nicht. Der Künstler denkt einen neuen Gedanken, die Hand muß geschickt diesen Gedanken erfassen, in der Form festhalten und ausführen. Ist das Werk vollendet, so legen Kunstkenner den strengen Maßstab der Kritik an und finden sie das Werk vollgültig, so erschallt die Posaune des Lobes. Dann erst nahen sich Kunstfreunde und Reiche und lohnen den schaffenden Geist. — Ich will übrigens auch hier bleiben," fuhr der Sprecher nach kurzem Bedenken fort, „allein ich sage es zum Voraus, Sie werden uns in wenigen Jahren „auf dem Brode" haben und müssen dann zufrieden sein."

„Ach nein! — das geht nicht!" rief Hannchen, welche hereinhüpfte und freundlich einen guten Morgen bot. Ein schwarzseidenes, eng anschließendes Kleid ließ die üppigen Formen gefällig hervortreten und ein leichtes Tüllhäubchen, mit Blonden und Bändern reich geschmückt, putzte das Köpfchen. „Ich hatte so eben mit Mama einen kleinen Zank. Denkt nur, die Mutter stellte ein ganzes Meublement für uns zusammen, aber lauter Exemplare aus dem vorigen Jahrhundert, und ist nun ernstlich pickirt, weil ich sagte, das passe nicht recht für

uns und der Transport möchte theurer kommen, als der ganze Plunder werth sei.“

„Da kann man helfen,“ begütigte der Vater, „wir machen die Ausstattung mit Geld ab, und Ihr könnt Euch dann ganz nach Eurem Geschmacke einrichten. Uebrigens will ich Euch einen guten Rath geben: Spart in der Jugend, sammelt wie die Ameisen und scheut kein Mittel, keine Arbeit, Geld zu erringen: — dann könnt Ihr im Alter getrost zusehen und auf Eure vollen Scheunen pochen. Folgt nur meinem Beispiele!“ — —

Acht Tage später finden wir die Neuvermählten in einer blühenden Stadt am Rhein, die seit undenklichen Zeiten als ein Hauptsitz der Kunst und Wissenschaft gilt, und sehen beide in vollem Zuge, ihre neue Wirthschaft einzurichten. Eine freundlich gelegene, geräumige Wohnung ist bald gefunden und das erste Meubelmagazin der Stadt liefert eine Garnitur Meubel, die das Herz nicht schöner, nicht kostbarer wünschen kann. Bald sind die einzelnen Stücke in harmonischer Ordnung und geschmackvoll aufgestellt, und das Auge ermüdet förmlich bei all der Pracht, die sich ohne jeglichen Ruhepunkt ihm darbietet. Bunt gewirkte Teppiche, Blumenvasen und Statuen, Alabaster- und Bronce-Uhren, künstlich gewirkte Vorhänge und Cristallspiegel mit reichvergoldeten Rahmen, Näh- und Nipptischchen, Etageres mit Lieblingssächelchen aus allen Gauen der Erde, Bilder und Wandkörbe, Sessel und Sopha's mit kostbaren Ueberzügen von rothem Seidensammt machen einander den Vorrang streitig. Die jungen Leutchen finden sich rasch in all

die ungewohnten Herrlichkeiten, machen sich's bequem und geberden sich so ungenirt, wie der Kukuk im fremden Neste.

Sobald diese Angelegenheiten geordnet sind, folgen die üblichen „feierlichen Staatsvisiten" bei allen Fachgenossen und Kunstcoriphäen. Diese Visiten rufen natürlich Gegenvisiten hervor, und man sagt sich dabei die schönsten Dinge von der Welt und Complimente jeder Sorte, ohne auch nur im Entferntesten etwas dabei zu denken; man ladet sich mit geläufiger Zunge zu vielen weiteren Besuchen ein, und wünscht einander im Herzen nach Spitzbergen und Grönland, oder zwanzigtausend Meilen hinter's Cap der guten Hoffnung.

Giovanna schwamm nun seelenvergnügt im Strudel der Lust und Wonne. Welch' eine Freude war es für das eitle Herz, sich stets „gnädige Frau" nennen zu hören, sich anstaunen und bewundern zu lassen, oder hie und da die gierigen, eifersüchtigen Blicke anfzufangen, womit von manchen Visiten ihre Kleiderpracht und der Luxus ihrer Einrichtung gemessen wurde! Des Mittags dinirte man vorerst an der Table d'hôte im nahen Gasthofe, trank guten Wein, fixirte die ab- und zugehenden Gäste und unterhielt sich über Theater, Bälle, Musik und Politik ganz charmant. Nach dem Mahle wurde gewöhnlich ein Ausflug in die benachbarten Vergnügungsorte gemacht, wozu man schon Vormittags die nöthigen Verabredungen getroffen. Da spielte nun Francesco seine Rolle. Bevor nur seine Begleiter an irgend eine Abrechnung mit dem Wirthe denken konnten oder mochten, hatte er das meistens schon ganz unbemerkt abgemacht und versicherte am Ende auf Ehre, keine Silbe davon zu wissen.

Unter allen Familien, mit denen sich das junge Paar bekannt und vertraut machte, zeichneten sich vorzüglich durch edle Geburt, noblen Ton, Bildung und Artigkeit die „von Balbe's" aus. Als Mitglieder des Stadttheaters bewegten sie sich in den ersten Cirkeln und machten ein durchweg anständiges Haus. Sie bewiesen den Neuvermählten eine Liebe, eine Gefälligkeit, die sonst nur geprüfte, langjährige Freundschaft zu erzeugen pflegt. Giovanna schloß sich der Frau von Balbe und ihren Töchtern, welche sie in jeder Beziehung als Muster betrachtete, bald auf das Innigste an, und suchte sie häufig als Zeichen ihrer Dankbarkeit mit kostbaren Geschenken zu überraschen, wogegen ihr die Fräulein mit allerlei gehäckelten, gestrickten und gestickten allerliebsten Kleinigkeiten manche Freude bereiteten. Mit Wehmuth dachte die junge Frau daran, daß diese sonnenhellen Tage einmal enden und einer gewissen Häuslichkeit Platz machen sollten, denn Francesco ging nach ungefähr drei Wochen allen Ernstes daran, für schweres Geld an einem der belebtesten Plätze der Stadt einen Laden zu miethen, um daselbst sein Atelier einzurichten. Er ließ zu diesem Endzwecke eine prachtvolle Auswahl der schönsten Statuen, Figuren und Gruppen kommen, und die Schaufenster, welche er damit schmückte, waren bald von Sachkennern, Kunstfreunden, Neugierigen und Müßiggängern umringt. Zugleich nahm er zwei tüchtige Gehülfen, mit der Bestimmung, die vorhandenen Kunstgegenstände zu überwachen, auf Verlangen den Käufern und Liebhabern vorzuzeigen und Bestellungen für neue entgegen zu nehmen. Selbst Hand anzulegen, mochte oder konnte Francesco nicht;

er zog es vor, die Oberaufsicht zu führen, und hörte sich gern den „Herrn Direktor des artistischen Instituts“ nennen.

„Meine Einrichtungen sind nun vollständig getroffen, liebe Giovanna,“ sagte eines Morgens Francesco, „es wird nun an der Zeit sein, auch unserem Hauswesen eine passende Organisation angedeihen zu lassen, indem das Leben im Gasthofe für die Dauer der Zeit zu große Summen verschlingen würde.“

„So will ich heute noch eine gewandte Köchin dingen, einen Auslaufer für den Laden und auch ein Stubenmädchen.“

„Ein Stubenmädchen?“ fragte der Gatte, „wozu das?“

„Das läßt sich nicht umgehen, lieber Mann; Frau von Balbe hat mir versichert, daß ein solches Individuum zum Instandhalten der Zimmer und der Wäsche, zum Ankleiden und Frisiren der gnädigen Frau und mancherlei Gängen unumgänglich nöthig sei und durchaus zum guten Ton gehöre.“

„Ganz einverstanden!“ antwortete nach kurzer Ueberlegung Francesco; „wir werden also am nächsten Sonntage zum ersten Mal an unserem eigenen Tische essen.“ —

Einige Zeit lang ging die Sache ziemlich gut, obschon es nicht leicht war, eine Hausmannskost herzustellen, die diesen verwöhnten Gaumen zusagte. Bald aber merkte die Köchin an manchen verkehrten Aeußerungen und Befehlen, daß die gnädige Frau sehr wenig vom Küchenregiment verstand und sich noch weniger darum kümmerte. Ihre vieljährige Praxis im Fälschen wußte diese Erfahrung geschickt auszubeuten. Nach und nach kamen nur mehr ganz gewöhnliche, möglichst billige Speisen auf den Tisch und meistens in der schlechtesten Verfassung, um von dem für den Einkauf und die Zubereitung

empfangenen Gelde möglichst viel für die eigene Tasche zu erobern. Das Hauptgeschäft trat natürlich bei dieser beständigen Jagd nach Gewinn mehr und mehr in den Hintergrund und die Herrschaft durfte mehr als einmal nicht allein unbefriedigt, sondern hungrig vom Tische aufstehen.

„Nein, es ist doch nicht mehr zum Aushalten!“ rief Francesco mißvergnügt, als er wieder einmal des Sonntags die Suppe versalzen, das Rindfleisch verbrannt, die Gurken dazu mit Wasser statt Essig übergossen und den Braten halb roh fand. „Wochenlang ertrage ich es jetzt, aber nun reißt meine Geduld. Mein Geist ahnte schon nichts Gutes. Ich bin nur herzlich froh, daß ich mir ein paar gebratene Tauben bestellte. Her damit! — Dieses Zeug kann essen, wer Lust hat.“ Die Tauben erschienen und der artistische Direktor ging mit dem besten Appetit daran, die Vögel zu tranchiren. Ein eigenthümlicher Duft, der von der Platte aufstieg, konnte ihn nicht abschrecken. Erst als das Füllsell so gar sonderbar grau, wie gesprenkelt und mit weißen Bändern durchzogen heraussah, folgte eine nähere Untersuchung. „Bei Gott!“ rief Francesco plötzlich, blaß vor Wuth, und stieß die Platte auf den Tisch, daß die Trümmer nach allen Seiten tanzten, — „diese Tauben sind gebraten und nicht einmal zuvor ausgenommen worden. O, eine herrliche Wirthschaft! Ja, was treibt Ihr denn eigentlich?“

„Ihr?“ wiederholte Giovanna beleidigt und erstaunt. „Ich, mein Theurer, treibe gar nichts. Das Kochen ist Sache der Köchin. Daß sie nichts davon versteht, ist nicht meine Schuld.“

„Gut!“ rief Francesco, „dann jage sie fort.“

„Damit drohte ich ihr bereits gestern. Die freche Person verlachte mich und meinte: ich solle ihr nur Kost und Lohn auf's Vierteljahr bezahlen, dann werde sie schon freiwillig gehen."

„Gut und nochmals gut!" entschied der junge Mann, „wir lassen uns nicht zum Narren haben. Gib ihr Kost und Lohn und jage sie!" —

Es geschah. Die nachfolgende Köchin, von der scheidenden beim Abgange getreulich instruirt, fing wo möglich sogleich viel schlechter an, als die erste geendet. Sie war unstreitig eine Perle unter den Haushälterinnen, die trefflich für sich zu wirthschaften, unter den Mägden, die am besten für die eigene Tasche einzumarken verstehen. Ihr Geschäft stand bald in der schönsten Blüthe. Die junge Frau lebte gleichgültig zu, kümmerte sich um wenig oder gar nichts und sorgte regelmäßig schon bei ihren Morgenspaziergängen mit Frau von Balbe sammt Anhang in irgend einer Conditorei für den Hunger. Um so unzufriedener geberdete sich allerdings der Hausherr und ließ selbst manches harte Wort fallen. Trotz der bedeutenden Summe nämlich, welche man für die Haushaltung bestimmt hatte, mußte er fast täglich der neuen Dienerin, die meisterlich zu rechnen verstand, Zuschüsse gewähren. Bald hieß es für Reparaturen, bald für Küchengeschirr, bald zum Aufkauf von Butter und Gemüse, bald für Früchte und bedeutende Quantitäten Zucker zum Einmachen derselben. Geduldig ließ sich Francesco die Zuschüsse abjagen, fest im Herzen entschlossen, strenge Controlle zu üben. Wer will es ihm verargen? Wenige Tage später — und er stürmt polternd in die Speisekammer,

verlangt das eingegossene Schmalz, die eingemachten Früchte zu sehen. In aller Ruhe und frech triumphirend deutet die Köchin auf eine Reihe steinerner Töpfe mit dem einzigen Worte: „Hier!“ Während nun der junge Mann die reichen Vorräthe bewundert, tüpft er von ungefähr mit dem Finger auf das gegossene Schmalz. Die dünne Decke bricht ein, seine Hand gleitet in das Gefäß und heraus spritzt in hellen, lustigen Strömen klares Wasser. Er untersucht nun Stück für Stück: alle sind mit Wasser gefüllt und darüber zum Scheine eine dünne Schichte Fett gegossen. Erbittert packt er sodann ein Gefäß mit Früchten und stürzt es auf den Boden. Einige Früchte kommen wohl zum Vorschein, aber diesen nach rollen und kollern alte Korkstöpsel zu Dutzenden heraus.

„Giovanna — Giovanna!“ rief er in das Zimmer zurückkehrend, und erzählte mit schlecht verhaltenem Unmuthe den Vorfall, „Du mußt Dich mehr um die Haushaltung kümmern, wie andere Frauen auch. Befiehl, arrangire und überwache die Sache, sonst geht Alles zu Grunde! Mit Lektüre, Musik und Spazierengehen ist auf der Welt nicht Alles abgemacht, wiewohl sich dieses recht gut vereinigen läßt.“

„Ei, ei!“ rief verwundert und entrüstet über solche Sprache die junge Frau; „ich — eine Magd abgeben? — Nein, dazu habe ich keine Lust. Um diese Dinge brauchte ich mich bei meinen Eltern nie zu kümmern, und habe sicherlich nicht deßhalb geheirathet.“

Mit solchen Worten, durch Dienstboten und Wirthschaft veranlaßt, wurde das erste Samenkörnlein zum Unfrieden gelegt und wucherte, von Außen genährt, von Innen verdeckt,

emsig fort. Jeder neue Auftritt, so unbedeutend er sein mochte, rief größere Gleichgültigkeit und mit der Zeit eine gewisse eisige Kühle hervor. Man erkannte bald gegenseitig seine Schwächen und Fehler und spielte schonungslos auf dieselben an, man mied sich und suchte nicht in, sondern außer dem Hause Ersatz. Wie konnte es auch anders kommen? Was soll aus einem Werke werden, das ohne Gott beginnt, ohne Gott geführt wird? Was aus einer Ehe, der die rechte Grundlage fehlt, die Religion? Jeder denkende Mensch wird die Ehe als das Fundament alles bürgerlichen Lebens, als die Grundsäule der Familie, als die Pflanzschule des Staates betrachten. Darum ist sie auch kein Bund zu niedrigen, irdischen Zwecken und kein Schutzdamm gegen Verirrungen und Ausschweifung: — sondern ein heiliger Bund, vor Gott und vor der Kirche, also vor dem Himmel und der Erde als Zeugen geschlossen, die innigste Freundschaft auf Leben und Tod, so nur geknüpft werden kann; kein irdischer Vertrag, sondern ein hoher, heiliger Bund, der Gott den Vater zum Stifter, Gott den Sohn zum Erneuerer und Gott den heiligen Geist zum Bande und zum Schlusse hat; demnach muß jede solche Verbindung, die nicht auf Tugend basirt, umschlagen in Geringschätzung, in förmliche Verachtung. Letztere aber ist der gefährlichste Wurm am Baume des ehelichen Lebens, weil sie die Liebe, die innigsten Bande zernagt. Die Verachtung begräbt die Scheu, und mit der Scheu sinkt der schwache, leichtfertige Bund in's Grab. Grundlagen, denen die reine, ächt christliche Liebe fehlt, können den Stürmen der Zeit nicht trotzen. Wie wäre das auch möglich? Kettet materielles Interesse die Brautleute, — ein Zufall

kann Alles zerstören. Ist es körperliche Schönheit, welche fesselt, — sie florirt ab und aus ist es mit dem Bande. Verbindet flüchtige Sinnenlust das Paar, — sie wird gesättigt und Ueberdruß tritt an ihre Stelle. Knüpfen Geld und Gut oder irdische Vortheile die Ehe, — beide können schwinden und die Liebe schlägt um in Kälte.

So hatte auch Francesco, jeder geistigen Bildung, jedes moralischen Sinnes baar, seine Gattin mit Beihülfe Binders um des Geldes willen erbeutet; bei Johanna spielten Hochmuth, Eitelkeit und Genußsucht als Triebfedern und Stolz sollte die Liebe ersetzen. Beiden fehlte der Ernst des Lebens, jede religiöse Bildung und sie trafen sich nur in einem Punkte — der Genußsucht.

Francesco fand bald eine kleine Gesellschaft gleichgesinnter Männer und versäumte nunmehr selten sein Frühschöppchen sammt Gabelfrühstück. Nach Tisch traf man sich wieder beim Kaffee, machte eine Partie Billard und Abends ein Kärtchen. Wurden die Köpfe etwas erhitzt, so artete meistens das Spiel in Hazard aus und kostete Francesco oft schwere Summen. Die junge Frau, welche vergeblich auf die italienischen Gelder und auf die Erträgnisse des Atelier wartete, trieb emsig Lektüre und Musik, machte und empfing Besuche und war unablässig bemüht, stets das Neueste und Geschmackvollste für ihre Toilette aufzutreiben. Bald veranstaltete sie auch nach dem Rathe der Frau von Balbe kleine Thee- und Abendgesellschaften oder auswärtige Partien. Bei letzteren galt natürlich Giovanna als die verehrte Festgeberin und die Familie Balbe wußte sich beim Haupttreffen, dem Zahlen, in anständiger Ent-

fernung zu halten. Bei dem Abschiede bedankte man sich mit allerliebster Offenheit und versicherte auf Ehrenwort, daß man „Revanche“ geben müsse oder so etwas nie und nimmermehr dulden könne.

Die Verbindung zwischen dem jungen Hause und dem elterlichen erhielten von Zeit zu Zeit spärliche Briefe. Onkel Hubert zeigte wohl Lust, die jungen Leute einmal zu besuchen, allein beide wußten es mit tausenderlei Scheingründen zu verhindern. Giovanna hatte ohnehin bald da, bald dort mit böswilligen Gerüchten zu kämpfen, die über ihre Herkunft auftauchten: wäre der Vater Bierbrauer am Platze erschienen, dann Adieu Adel, Adieu noble Gesellschaft! —

So ging denn jedes der beiden Gatten, nur einig in der Täuschung und Genußsucht, seinen eigenen Weg. Kaum wenige Monate und schon war gegenseitiges Ertragen das einzige Band, welches täglich lockerer wurde, da kein Kind es leidlich schürzte. Man ließ einander ungestörten Lauf, förmlich freien Spielraum und lebte sogar in einer gewissen scheinbaren Gemüthlichkeit. Bei kleinen Differenzen, die täglich wiederkehrten, berief man man sich auf Romane und Bildung und tröstete sich mit dem Gedanken an den guten Ton. Eine Zeitlang hielt sich die Sache ganz passabel, bis ein neuer häuslicher Aufstand die Kluft noch mehr erweiterte.

„Was gibt's? — was ist passirt?“ fragte Francesco erstaunt, als er eines Mittags ziemlich spät zu Tische kam, das ganze Haus in der ärgerlichsten Unordnung und seine Gattin mit gerötheten Wangen und verweinten Augen auf dem Sopha fand. „Erzähle doch, Weibchen!“

„Erzähle! — Was nützt es mir?“ jammerte die Betrübte. „Ich wollte, ich hätte nie geheirathet, denn wo ich hinsehe, finde ich weder Trost noch Hülfe.“

„Ohne zu wissen, wo es fehlt, kann selbst der beste Arzt nicht helfen: also berichte!“

„Denke Dir nur, Francesco, Frau von Balbe mit ihren Töchtern war auf Besuch bei mir. Da kommt die Köchin vom Markte und bringt Spargel. Ich befehle ihr, einen französischen Spargel, d. h. nach französischer Methode zu machen. Kaum habe ich ausgesprochen, so stellt sich die Person mitten in das Zimmer, stemmt beide Arme in die Seite und schimpft nach Herzenslust: Hier esse man deutschen und keinen französischen Spargel. Französischer Spargel sei ein Unding, nichts als ein Gemengsel von Brühe und Fett. Das müsse sie wissen, und wer vom Kochen nichts verstehe, dürfe nicht hineinplaudern, sonst werde man ausgelacht. — Ich glaubte vor Schande und Erbitterung in den Boden sinken zu müssen. Diese Sprache vor solchen Gästen!“

„Und dann?“ fragte Francesco, ohne ein schadenfrohes Lächeln ganz unterdrücken zu können.

„Dann sagte Frau von Balbe, daß diese Magd eine förmliche Herrin spiele und daß nur sofortige Entlassung meine Ehre retten und mir Genugthuung geben könne. Ich rief also die Jungfer Köchin, zahlte, was sie verlangte und jagte sie fort.“

„Also wäre die Sache bereinigt. Was werden wir nun heute essen?“ fragte Francesco trocken weiter.

„Ach Gott!“ klagte die junge Frau, „ich bin beschämt,

beschimpft, erniedrigt, fast vernichtet und — der zärtliche Gatte denkt an das Essen. Ich habe für heute in den Europäischen Hof geschickt," fuhr sie nach einiger Zeit fort, „und von dort das Essen holen lassen. Der Preis ist fabelhaft billig und ich werde dieß nun für immer thun. Ich will einmal mit diesen superklugen, naseweisen Köchinnen nichts mehr zu schaffen haben."

„Ei, ei," rief Francesco lächelnd, „hätte ich doch das gewußt! Da komme ich gerade vom Weine her. Ich hätte demnach ganz gut dort bleiben und mir den Gang ersparen können. Das muß ich mir merken."

„Wie der gnädige Herr wünschen," versetzte gereizt Giovanna. „Im Wirthshause mag es allerdings anziehender sein, als am häuslichen Herde. Ich bleibe bei meinem Vorhaben."

„Ganz recht, mein Täubchen," entgegnete wieder der Gatte, „aber Du kannst mir doch keinen Vorwurf daraus machen? Lektüre, Toilette, Besuche, Thee's, Promenaden, Soiréen und Partien nehmen meine Gattin so in Anspruch, daß ich selten das Vergnügen haben kann, sie zu sprechen. Folglich muß ich mich nach anderer Gesellschaft umsehen. Die Frau glänzt, wird verehrt und angebetet, und der Mann begnügt sich mit einem bescheidenen Stillleben. Die Sache ist einfach."

Aehnliche Dissonanzen erkönten von dieser Zeit an immer häufiger und manche Ehestands-Tragödie wurde gespielt. Meistens ersah man sich den Morgen dazu, wenn der entflohene Tag von dieser oder jener Partei lustig verlebt war. Dieß bildete dann das Morgengebet und endete auf der einen Seite mit Hohn und Gelächter, auf der andern mit Thränen, Klagen und eitlen Wünschen. Zufall und Absicht spielten dabei die

Hauptrollen. Kam Francesco des Mittags oder Abends nach Hause, so war sicherlich Giovanna auf Besuch oder Einladung gegangen. Am andern Tage blieb diese zu Hause und wartete vergebens auf den Mann. Er hatte eine frohe Brüderschaft gefunden und darüber Frau, Geschäft, Familie und Alles vergessen. Das plauderhafte Stubenmädchen erzählte sogar in der Nachbarschaft, daß der gnädige Herr oft ganze Nächte lang nicht nach Hause komme. Stubenmädchen sind die Hauptagenten des „Waschmarktes“ und wir wollen darum nur die Hälfte glauben. Giovanna konnte in ihrem Dünkel und ihrer koketten, eingebildeten Vornehmthuerei nichts weniger leiden, als eine Herabsetzung ihrer Tugenden. Ihr Gatte dagegen ließ gewiß keine Gelegenheit entschlüpfen, seinen beißenden Spott abzubrennen und die zahlreichen Schwächen seiner Gattin schonungslos zu geißeln. Dafür mußte er wieder büßen. Er konnte nichts mehr hassen, als die Gesellschaft schmarotzender Künstler, glatter Stutzer und ähnlicher Helden. So oft wie möglich wurden nun solche Leute in's Haus geladen und der Gatte wandte sich häufig, wenn er heimkehrte, auf der Schwelle wieder zum Fortgehen. Hauptstütze und oberste Räthin der gekränkten Dame war natürlich Frau von Balbe. Sie kannte für alle Situationen aus eigener Erfahrung die trefflichsten, wirksamsten Mittel und ließ nie den Anstand, nie den guten Ton aus den Augen. Ist es doch für den Gefallenen ein eigener Trost, eine besondere, wohlthuende Freude, schon um der Gesellschaft willen Andere allmählig fallen zu sehen!

„Häusliches Glück, zufriedenes Stillleben und eheliche Liebe,“ bemerkte hundert Mal die Bühnen-Philosophin, „sind

Dinge, die nur in der Sprache vorkommen, hie und da in Kinderschriftchen etwas aufgewärmt werden und nur in der simplen Einbildung armer Handwerker und Bauern existiren. Die gebildete Welt hat längst über diese phantastischen Ammenmährchen den Stab gebrochen. Man heirathet sich, weil es der Anstand gebietet, oder aus gewissen Rücksichten, die durchschnittlich pecuniärer oder geschäftlicher Art sind. Dann schließt sich von selbst und — so zu sagen — stillschweigend eine gewisse Convention, die jedem der contrahirenden Theile seine volle Freiheit wieder gewährt. Das ist die eigentliche Quintessenz, das lautere Gold der bewährten Bildung.“

Unser junges Ehepaar schien noch nicht alle Stufen dieser hohen Bildungsleiter erklommen zu haben, denn häufig artete sein stilles Einverständniß in ein lautes Donnerwetter mit Blitz und Hagel aus. Um der Wahrheit ihr volles Recht zu geben, müssen wir, wenn auch ungern, noch einem solchen Auftritte beiwohnen.

Nach den Sommerferien hatte die Wintersaison im Theater begonnen und Giovanna zählte nicht zu den Letzten, welche sich einen Logensitz durch Abonnement sicherten. Durch Vermittlung der Familie Balbe erschloß sich auch hier wieder neues Leben, frische Freuden. Die junge Frau bildete einen schönen Stern im reichen Damenkranze und manche Lorgnette, mancher Operngucker verfehlte die Bühne und ruhte auf ihr. In den Zwischenakten führte man eine schlüpfrige, complimentöse Unterhaltung, wenn auch ohne Kern und Geist. Wie die duftende Blüthe von Schmetterlingen, so war diese Loge von Neugierigen, Verehrern und Anbetern stets umlagert. Ungeduldig

sehnte sich Giovanna nach dem Abend, und war er vorüber, so wünschte sie sehnsüchtig den nächsten herbei.

Francesco saß indessen in einer Kneipe, dämmerte, bummelte, spielte und trank, ohne sich um Weiteres zu kümmern.

„Du hier?" rief ihm eines Abends erstaunt ein Bekannter zu, der ziemlich spät eingetreten war.

„Und warum nicht?" fragte dieser entgegen.

„Ich glaubte Dich im Theater gesehen zu haben."

„Nein, nein, mein Freund; das besorgt meine Frau."

„Will's wohl glauben," bemerkte jener spöttisch, „und bedarf Deiner gewiß nicht. Du scheinst mir überhaupt ein überflüssiges Meubel in Deinem Hause zu sein."

„Ach, Freundchen, das verstehst Du nicht," versetzte ausweichend Francesco.

„Verstehen oder nicht verstehen!" rief hitzig der Andere, „wenn ich eine Frau hätte, so viel weiß ich gewiß, daß mir diese guten Freunde, Barone ohne Diplom und Einkünfte, glattgebügelte Stutzer, gestriegelte Pflastertreter, Elegants, Löwen, Dandy's und wie diese privilegirten, fashionablen Müßiggänger alle heißen, außer Schußweite bleiben müßten. Und meine Frau, wenn auch unter Begleitung, am Arme eines Andern nach Haus schleifen zu sehen, das gäbe bei mir wenigstens Mord und Todtschlag."

Die Gesellschaft stimmte allgemein dem Sprecher bei und verhandelte noch viel über diesen Gegenstand. Francesco wurde einsilbig, verstummte und verließ bald das Haus. Wuth und Scham kochte in seinem Innern, denn sein Nimbus, seither mit vielen Opfern aufrecht erhalten, war mit einem Male

zerfallen. Eifersucht schürte geschäftig die Flamme und er beschloß — —

Eine schwere Wolke lastete am andern Morgen über dem Hause und fand nur zu bald Gelegenheit, sich zu entladen. Die junge Frau verlangte unter allerlei Vorwänden Geld von ihrem Gatten. Dieser öffnete seinen Pult, nahm einen Wechsel heraus und hielt ihn mit den Worten in die Höhe: „Das ist der fünfte! Wie wird es gehen, wenn der achte verschwunden ist?" —

Giovanna schwieg. Sie ahnte den nahen Kampf und war rasch entschlossen, kräftig um den Sieg zu ringen.

„Dann sind wir vornehme Bettler," schloß Francesco.

„Nicht durch meine Schuld," entgegnete Giovanna, „denn meine Eltern hatten uns reichlich ausgestattet. Es ist gar traurig, wenn Dein Geschäft und Dein Laden, worauf wir so große Hoffnungen bauten, nicht einmal den Miethzins abwirft!"

„Das ist bei allen diesen Geschäften der Fall, daß sie erst mit der Zeit rentabel werden," versicherte Francesco; „ich habe das früher schon immer bemerkt und Sparsamkeit angerathen, um bis zu dieser Zeit mit den vorhandenen Mitteln zu reichen."

„Ja, willst Du denn niemals die mit so großem Pompe angekündigten Gelder und Einkünfte aus den italienischen Gütern flüssig machen?"

„Nein — niemals!" lautete die kurze Antwort; „sie würden denselben Weg gehen, wie die bereits verschwundenen fünf Wechsel. Davor bewahre mich der Himmel!"

„Das wird er wohl thun," meinte spöttisch Giovanna. „Ei, ei, wie sich doch die Zeiten ändern! Wo sind denn all

die herrlichen Reisen, die mir vorerzählt, das reiche, prachtvolle Leben, das mir vorgespiegelt, und die endlosen Einkünfte, die beschrieben und dokumentirt wurden? Alles Luft! — Alles, Alles eitel Wind! Da muß man doch auf Gedanken ganz sonderbarer Art verfallen!"

„Gedanken sind frei," versetzte unangenehm berührt mit barscher Stimme Francesco, „und ich erlaube mir, den meinigen sogar Luft zu machen. Ich habe nicht Lust, das Vermögen meiner Familie anzutasten, um den ungezügelten Leidenschaften einer leichtsinnigen Frau zu fröhnen, die nicht einmal ihren guten Ruf zu wahren versteht!"

„So, so!" lachte höhnisch Giovanna, „jetzt verstehe ich, den gnädigen Herrn plagt die Eifersucht. Das ist doch köstlich! Warte nur, theurer Gemahl, ich muß auch Deinem schwachen Gedächtnisse etwas aufhelfen. Ich erinnere mich, manchmal im Laden so gewisse Gesellschaft getroffen zu haben, die doch gewiß nicht um des Kaufens willen kam? Wie lautet das?"

„Verdrehen läßt sich Alles. Ich habe nicht Lust, lange zu streiten und erkläre hiemit der gebornen Johanna Hubert und gewesenen Bierbräuerin, daß dieses Treiben ein Ende nehmen muß, sonst — —"

„Hoho!" rief die junge Frau wüthend, „keine Drohung, edler Ritter ohne Roß und Troß! Wir lassen uns nicht schrecken. Und diese Bierbräuerin erklärt hiemit, daß sie sich zu ihrem Gelde nicht unter den Pantoffel stecken läßt. Ich habe bis jetzt jedes Vergnügen, groß oder klein, von meinem Gelde bezahlt. Ich werde mir auch, so lange von meiner Mitgift

gezehrt wird, mein Vergnügen nicht nehmen lassen. Verstanden, edler Gemahl? — Wenn einmal der gnädige Herr," fuhr sie in demselben erbitterten Tone fort, „von seinen Revenüen zahlt, die wahrscheinlich aus dem Monde kommen, dann mag er reden. Vorläufig bin ich Herr und damit basta! pflegte mein Vater zu sagen."

Francesco war nahe daran, seinem Grimme, seiner lang verhaltenen Wuth die Zügel schießen zu lassen. Nur mit Mühe konnte er eine scheinbare, erzwungene Ruhe gewinnen und entgegnete nach einiger Zeit:

„Gut, ich werde der gnädigen Frau in nichts mehr im Wege stehen; nur bitte ich, auch mir zu erlauben, ganz nach meinem Willen handeln zu können."

„Ja wohl!" rief Giovanna, innig froh, den Sieg nun für lange Zeit errungen zu haben, „diese Erlaubniß wird ein für allemal mit Freuden ertheilt. Handle nur nach Belieben!" —

„Ich werde nicht ermangeln, von diesen Worten Gebrauch zu machen," antwortete spöttisch der Gatte und verließ das Haus. Giovanna aber eilte zur Familie Balbe und schilderte mit den lebhaftesten Farben ihren Triumph. Sie verfehlte nicht, Manches hinwegzulassen, Manches beizusetzen, je nachdem es der Augenblick räthlich erscheinen ließ.

Francesco kam den Tag über öfters nach Hause, schrieb Briefe, ordnete Papiere und Rechnungen, ging und kam geschäftig wieder, und gab seinem Ausläufer, dem die hellen Schweißtropfen auf der Stirne standen, so oft er einen Gang besorgt hatte, stets neue Aufträge. Es ging zu, wie bei einem Banquier, der eine große Spekulation vorhat und alle dispo-

niblen Triebfedern in Bewegung setzt, oder bei einem Geschäftsmanne, der sein gesunkenes Geschäft mit einem Schlage in die Höhe bringen möchte. Beides mißlingt oft. Giovanna kümmerte sich mit einer gewissen Vornehmthuerei nicht im Mindesten um all das Getriebe und besuchte unbeirrt am Abende das Theater. Erst spät am nächsten Morgen erfuhr sie durch das Stubenmädchen beim Ankleiden, daß der gnädige Herr die Nacht über nicht nach Hause gekommen sei. Arglos begab sie sich in das Zimmer, welches ihr Gatte speciell als das seinige zu beanspruchen pflegte, um nachzusehen. Ein bunter Anblick bot sich hier ihren Blicken. Stiefel, Hosen, Westen, Röcke, Bücher, Pfeifen, Zeichnungen und Papiere lagen in wilder Unordnung am Boden und auf den Stühlen zerstreut. Die Bilder an der Wand waren umgedreht oder herausgenommen, und allerlei Kleinigkeiten, die sonst das Zimmer schmückten, selbst ein paar Taschenpistolen, die seither an Hirschgeweihen über dem Pulte hingen, fehlten. Der Pult selbst stand weit auf und bot in seinem Innern denselben erbaulichen Durcheinander. Sogleich bemerkte Giovanna ein Briefchen, welches absichtlich obenhin gelegt schien und ihren Namen als Adresse trug. Hastig entfaltete sie das Blatt und las folgende Zeilen:

„Sehr theueres Hannchen!

Ganz Deinem Wunsche und Deiner Erlaubniß von heute Morgen gemäß trete ich heute Nacht eine Reise nach Italien an, um die ausstehenden Capitalien zusammenzutreiben. Bis wann dieses beendigt sein wird, kann ich nicht bestimmen. Zu diesem Zwecke brauche ich Reisegeld und es wird

Dich nicht befremden, daß ich allen Vorrath mitgenommen habe. Jede Verfolgung ist eitle Mühe. Habe ich meine Rolle vom zärtlichen Bräutigam bis zum soliden, besorgten Hausvater nicht vortrefflich gespielt? — Doch die Wechsel geh'n zu Ende und die Scene ändert sich. Es wird darum gut sein, wenn die weiland gnädige Frau zum Herrn Papa „Basta" heimkehrt. — Indessen in aller Liebe und Freundschaft

Dein

Gips-Franzerl,

hausirender Figuri-Mann."

Hastig griff die bestürzte Frau mit beiden Händen nach dem geheimen Fache, wo in einer Mappe die Wechsel lagen. Die Mappe war da, die Wechsel waren — fort. Von innerer Angst getrieben, durchwühlte sie den ganzen Pult — die Wechsel waren verschwunden. Nun rief sie das Dienstmädchen und durchsuchte mit mehr Ruhe die ganze Wohnung. Alles umsonst! Was nur einigen Werth hatte und transportabel schien, war hinweggeräumt. Nichts blieb an Schmuck und Kostbarkeiten, als zwei Ringe und eine Uhr, welche die junge Frau am Abende vorher im Theater getragen hatte. „Ach, welch' gräßlicher Gedanke!" jammerte die Verlassene bei sich; „dein Mann entflohen — auf und davon! Ein Hausirer — ein Schwindler — vielleicht ein — Betrüger!" —

Sie kleidete sich rasch an und eilte nach dem Laden. Er war nicht geöffnet. Auf Befragen erklärte der Hausbesitzer mit dürren Worten, daß der Herr gestern seine Arbeiter entlassen und den Laden gekündigt habe, jedoch von seiner Seite

so lange Beschlag auf den noch vorhandenen Gegenständen liege, bis der rückständige Miethzins entrichtet sei.

„O, behalten Sie Alles, Alles!" rief die Fragende im tiefsten Schmerze, „er ist ja fort, der Treulose — spurlos verschwunden!" —

Das war ein unkluges Wort! Wie Flugfeuer ging die Kunde von Mund zu Mund. Ein Geschäftsmann theilte es dem andern mit, und jeder, der etwas zu fordern hatte, warf schnell sein Handwerkszeug bei Seite, um ja nicht zu spät zu kommen.

„Nun noch den letzten Beweis," sprach die Verlassene, als sie das Haus des Ladenbesitzers verließ, und rang gewaltsam nach Muth und Fassung. „Nein, nein! — unterliegen sollst, unterliegen darfst du nicht! Balbe's werden dich nicht verlassen!" Festen, stolzen Schrittes betrat sie das Comptoir des Banquier, der stets ihre Wechsel umgesetzt, um möglichst unbefangen Erkundigungen einzuziehen. Der befragte Buchhalter erzählte ihr mit der größten Freundlichkeit, daß bereits gestern der Herr Baron — ein leises Zucken erregte bei diesem Titel die Züge der Fragenden — den Rest der angewiesenen Wechsel, noch vier an der Zahl, gegen baar umgesetzt habe und das Weitere über diese Papiere bereits verfügt sei. Es würde übrigens seinen Herrn Principal sehr freuen, wenn er der gnädigen Frau zu Diensten sein könne und dürfe sie nur zu befehlen geruhen.

„Fort, fort zu Balbe's!" rief die Enttäuschte halblaut und verließ das Comptoir. „Nun ist es gewiß, er hat dich belogen, verlassen und bestohlen! Kraft und Muth, noch mein

einziger Besitz, verlaßt mich nicht! Der schwache Körper will erliegen. Fort zu Balbe's!" Bald hatte sie die prächtige Wohnung erreicht und stieg beklommenen Herzens die breiten Stufen hinan, welche sie so oft als freigebige Kunstbeschützerin und reiche Spenderin in frohem Uebermuthe übersprungen hatte. Eine unnennbare Bangigkeit überkam ihr Herz, denn heute betrat sie dieses Haus zum ersten Male als Verlassene, als Hülfsbedürftige. „Horch! ist das nicht die Stimme meines Dienstmädchens, welches erzählt und kaum das Lachen und Kichern der Frau von Balbe und ihrer Töchter übertönt?" Hastig zieht sie den blanken, messingenen Löwenkopf. Nach wenigen Augenblicken öffnet sich nicht die Thüre, sondern ein kleines, handbreites Schieberchen in derselben. Ein paar Augen und eine halbe Nase werden sichtbar und bedauern unendlich, daß die Herrschaft bereits seit einer Stunde ausgegangen sei.

Die junge Frau schwankt die Stufen hinab. Sollte sie sich in den Stimmen getäuscht haben? Sie wird der düsteren Zweifel, welche in ihr aufsteigen, nur mühsam Herr. Beflügelten Schrittes eilt sie durch die belebten Straßen nach ihrer Wohnung, unfähig einen Gedanken zum andern zu reihen, oder einen Entschluß zu fassen. Da glaubt sie zu bemerken, wie Aller Augen neugierig auf ihr ruhen, die Vorübergehenden stehen bleiben, nachsehen und leise flüstern und Andere mit gleichen Schritten ihr folgen. Was sonst im prachtvoll schillernden Seidengewande und blinkenden Schmucke ihre höchste Freude war, macht ihr heute bang, unendlich bang. Sie verdoppelt ihre Schritte, flieht rasch und immer rascher durch die Straßen und langt in vollem Laufe bei ihrer Behausung an.

Ein neuer Schrecken wartet ihrer. Gläubiger jeden Kalibers halten Thüre und Stiege besetzt. Schuster und Friseure, Schneider und Theaterdiener, Wirthe und Bücherverleiher, Metzger, Putzhändler und Andere mehr streiten sich um den Vortritt. Höflich zudringlich, freundlich unverschämt hielt jeder ein „Angstblättchen," gut mit Positionen und Zahlen gespickt, in die Höhe. Diese Stellungen sprachen lauter als alle Worte; die nichts weniger als zweideutigen Geberden ließen der Eintretenden keinen Zweifel übrig. Fassung war hier nöthig, das lehrte der erste Blick und die Bedrängte suchte ihre frühere, stolze Haltung wieder zu gewinnen.

„Kommt heute Mittags um 2 Uhr! Bis dorthin werde ich Mittel schaffen, alle ausstehenden Rechnungen zu tilgen. Wer nicht so lang warten will oder kann, möge klagen." Diese Worte machten einigen Eindruck; Haltung und Stimme war diesen Leuten gegenüber immer noch imposant genug. Sie zogen sich, wenn auch langsam und widerstrebend, zurück, vergaßen jedoch nicht, einige Schildwachen auszustellen, um eine etwaige zweite Flucht zu verhindern.

Erschöpft warf sich die junge Frau auf ein Sopha, stützte den Kopf auf ihre Hand und dachte über die Ereignisse der letzten Stunden, dachte über die Zukunft nach. Eine weite, weite, endlose Leere entfaltete sich ihren Blicken, — nirgends ein grünendes Plätzchen, nirgends eine gastliche Halle, um zu ruhen. Der Mann fort, entflohen — das Vermögen verschwunden — die Hauseigenthümer und Handwerker drängen — die F r e u n d e — —

„Nein, nein!" rief sie endlich und schellte der Dienerin,

„ich habe mich getäuscht. Frau von Balbe wird und muß helfen. Sie wußte noch immer Rath und Trost und wird nicht undankbar sein."

Nach wiederholtem Läuten erst erschien die Gerufene und fragte unwillig nach dem Begehren. Einem solchen Benehmen wäre vierundzwanzig Stunden früher Dienstentlassung auf dem Fuße gefolgt. Heute schien es die Gebieterin nicht einmal zu bemerken und sagte: „Geh' zu Frau von Balbe und frage, wann ich das Vergnügen haben könne, sie in einer sehr dringenden Angelegenheit zu sprechen?"

Das Mädchen kehrte nach einer Viertelstunde zurück und berichtete mit schadenfroher Miene: „Frau von Balbe läßt sagen, daß sie nicht das Vergnügen haben kann, die gnädige Frau zu empfangen. Leider habe sie erst heute die obscure Herkunft und das frühere Geschäft der weiland gnädigen Frau erfahren und könne die seitherige Verbindung nur bedauern. Geburt und Stellung verbiete ihr einen weiteren Umgang und würde jedes Bemühen deßhalb vergeblich sein."

Fast bewußtlos sank die junge Frau bei dieser Botschaft auf das Sopha zurück und deckte ihr Antlitz mit beiden Händen. Dieser Schlag war zu grausam. Sie hatte die Flucht ihres Gatten, den Verlust des Vermögens ertragen, — den Bruch ihres Stolzes, das Knicken ihres Hochmuthes konnte sie nicht überwinden. Keine Thräne befeuchtete das Auge und sie brütete dumpf hin, bis wiederholtes Klopfen an der Thüre und der Eintritt der Gläubiger sie emporriß.

„Ich habe kein Geld, Männer," sagte sie mit zitternder Stimme, „aber diese Einrichtung wiegt vielleicht dreimal unsere

Ausstände auf. Theilen Sie sich mit dem Hausherrn darein." Mit diesen Worten ergriff sie ihren Hut und wankte hinaus. Nach zwei Stunden standen die Zimmer so kahl und leer, als wenn nie ein Meubel, nie eine Vase, nie ein Teppich sie geschmückt hätte. —

Draußen in der Vorstadt, wo die engen, schmutzigen Läden der Schacherjuden dicht neben einander liegen, schleicht zaudernden Schrittes und tief verschleiert eine weibliche Gestalt. Endlich tritt sie in einen Laden, legt eine goldene Uhr und zwei Ringe auf den Tisch und verlangt ein Darlehen von dreißig Gulden.

„Gottes Wunder," ruft erstaunt der Jude und greift hastig nach den glitzernden Dingen. „Aß ich nit geb' e Darlehen, aß ich aber will kaafe die Waar'!"

„Dann nehme ich diesen Ring zurück. Es ist mein Brautring und die einzige Kette zwischen mir und der Vergangenheit. Für das Andere zahlen Sie zwei Karolin."

„Daß ich wär' e rugenirter Mann mit solche Geschäftches in zwa Wochen. Wie kann ich doch?"

„Gut, dann gehe ich zu einem Andern, denn so viel muß ich haben."

Dieses gab der Jude nicht zu. Nach langem Hin- und Herreden und hundert Ausrufen zahlte er die verlangte Summe und die Fremde entfernte sich. Es war — Giovanna di Montona. —

Als die ersten zarten Blättchen, von den Sonnenstrahlen angelockt, aus ihren Knospen lugten, zog im Geleite der Schwalben ein junges, lebensfrohes Paar, reich bepackt und ausgestattet, durch das Thor an den Rhein. Und als der rauhe

Nordwind Schneeflocken in dichten Haufen durch Wald und Flur, über die leere Landstraße peitschte, und der gefrorne Schnee knisternd dem Fuße wich, kehrte langsamen Schrittes in der Dämmerung ein Einspänner durch dasselbe Thor zurück. Vor Onkel Hubert's Brauerei machte er Halt; eine junge Gestalt stieg aus, barg das Gesicht mit dem Schleier und ging in das Haus. Niemand hielt sich zum Empfange bereit. Es war — Hannchen.

IV.

Harte Zeiten.

„Mir war's schon oft im Leben
Vor Sorgen bunt und kraus,
Ich sprach: Was wird das geben?
Wer hilft dir da heraus?
Wer bringt dein Schiffchen weiter,
Wer macht es wieder flott?
Auf einmal sprach ich heiter:
Das thut der liebe Gott!"

Kolping.

Kindererziehung ist und bleibt immer ein schwieriges Capitel, das manchen Eltern Kummer und Leiden verursacht. Unendlich viel ist schon über dieses Thema gesprochen, gestritten und geschrieben worden. Was nützen uns aber hundert und hundert Paragraphen mit eben so vielen neuen Methoden, Anstandsregeln und Höflichkeitsformeln, wenn das Fundament, worauf allein eine gute Erziehung gebaut werden kann, die Religion, entweder lautlos übergangen oder geschickt umschifft wird? Werfen wir darum heute einmal das ganze gelehrte und ungelehrte Phrasengeklingel über Bord und sehen zu, wie eine schlichte Bürgersfrau, die Gattin des Metzgermeisters Schütt, ihre Tochter erzog.

Was der Saft dem Baume, die Sonne der Natur, die Seele dem Leibe, das ist die Mutter dem Kinde. Sie nimmt bei der Erziehung für Kirche und Staat die erste Stelle ein, der Gatte steht ihr als Stütze, Schulen und Institute als Quellen der Bildung zur Seite; in ihrer Hand ruht Wohl und Weh für die Familie, für die Welt. Sie legt den ersten Keim des Guten sowohl als des Bösen in das junge Herz. Weich wie Wachs ist das kindliche Gemüth; was die Mutter daraus formt, das bleibt es meistens für das ganze Leben. „Die Erziehung des Menschen," sagt ein christlicher Denker, „wird größtentheils in den ersten sechs Jahren auf dem Schooße der Mutter vollendet. Was sich in spätern Jahren im Kinde entwickelt, hat die Mutter vielfach in den ersten Lebenstagen dem Herzen desselben eingepflanzt."

Die Meisterin erkor sich den alten, fromm christlichen Brauch als Richtschnur bei ihrer Erziehung. Sie stützte das ganze Gebäude auf drei mächtige Grundsteine, die nimmer wanken: Christlich, einfach, thätig.

„Zu Dir erwach' ich, guter Gott,
Lehr' mich stets halten Dein Gebot,
Daß ich nichts denk', thu' oder sag',
Was Dir, o Herr, mißfallen mag.

O Maria, Mutter Jesu,
Und Ihr Heiligen Gottes alle,
Auch Ihr Engel helft dazu,
Daß ich nicht in Sünden falle.

Heiliger Schutzengel mein,
Laß mich Dir empfohlen sein!
Heut' diesen Tag, so bitt' ich Dich,
Erleuchte, beschütze, regiere mich!" —

Dieß waren die ersten Worte der kleinen Sophia, wenn sie am Morgen erwachte, das Zeichen des heiligen Kreuzes machte und die Händchen zum Gebete faltete, und

„Abends bei dem Schlafengeh'n
Vierzehn Engel um mich steh'n:
Zwei an meinem Kopfende,
Zwei an meinem Fußende,
Zwei an meiner rechten Seite,
Zwei an meiner linken Seite,
Zwei, die mich decken,
Zwei, die mich wecken,
Zwei, die mich weisen
Zum Himmelsparadeise" —

das letzte Gebetlein, welches am Abend die müden Aeuglein deckte, und erquickenden Schlummer herabrief. Sobald die Sprache und das Gedächtniß sich etwas mehr vervollkommnet, folgten diesen kurzen Sätzen all die herzinnigen Kindergebete und Lieder, welche durch ihre Einfachheit und Wahrheit unauslöschlich im Munde des Volkes fortleben und von den Eltern auf die Kinder und von den Kindern auf die Enkel und Urenkel vererbt werden. Manchmal versagte wohl das jugendliche Gedächtniß oder verwechselte verwandte Zeilen. Da schlang Sophie zärtlich bittend das runde Aermchen um der Mutter Hals und diese sagte ihr die Verslein so lange vor, bis sie im kindlichen Herzen haften blieben. Ging die Meisterin des Morgens zu „unserer lieben Frau" in die heilige Messe, so sprang die Kleine munter nebenher und blickte gar freudig stolz auf Rosenkranz und Gebetbuch in ihrer Hand. Nahm sie das letztere auch häufig verkehrt, so sah doch das Herz voll kindlichen Vertrauens auf zum lieben Himmelsvater und zur Got-

tesmutter und vergaß keines seiner Theueren. O, unterschätze nur Keiner dieses Kindergebet! In seiner Einfachheit, Reinheit und Unschuld dringt es wie ein geflügelter Pfeil durch den lichtblauen Aether zum Throne des Allmächtigen.

An diese ersten Geistesübungen reihten sich in richtiger Folge die Grundwahrheiten des Christenthums, die allgemeinen Pflichten gegen Gott, gegen die Mitmenschen und sich selbst. So einfach, so klar und werkthätig, wie alle diese Dinge im Herzen der Mutter standen, gingen sie auch auf das Kind über, und ließen gar bald, von den Thautropfen des Gebetes benetzt, die ersten guten Keime hervorschimmern. Darum ist eine wahrhaft christliche Mutter unter allen Gaben Gottes die größte. Ich sage absichtlich nicht eine zärtliche, liebevolle Mutter, welche, vom Geiste der Welt beseelt, das Kind aus Instinkt, ohne Bewußtsein einer Verantwortlichkeit, einer moralischen Verpflichtung liebt, das Kind nur zum Herzen und Liebkosen, keineswegs zur Erziehung hat und so trotz Purpur und Gold dem Verderben überliefert.

Dabei mußte Sophia von jung auf allerlei leichte Verrichtungen und Arbeiten, so für ein Kind sich eignen, im Hause übernehmen. Außer den weiblichen Handarbeiten, die nach und nach an die Reihe kamen, machte sie am liebsten der Mutter Sendboten, bald um einen Auftrag zu besorgen, bald um bedürftigen Leuten, verschämten Hausarmen ein Almosen in Geld, bald um verlassenen Kranken eine stärkende Suppe im verdeckten Körbchen zu bringen. Da durfte es draußen noch so sehr wettern und hageln, die Kleine kannte keine Furcht. „O schicke nicht die Magd, sondern mich!“ bat sie eines Tages die

Mutter, während der Sturmwind durch die Straßen sauste und die schweren Regentropfen prasselnd gegen Thür' und Fenster schlugen. „Du solltest nur sehen, wie gierig der alte Pförtners Klaus nach der Suppe langt und wie sichtlich gestärkt er den leeren Teller zurückgibt. Ich laufe d'runter weg wie ein Wiesel und bin bald wieder zurück."

„Ganz recht," meinte lächelnd die Mutter, „ein bischen Naß schadet nicht, das bringt Gedeihen. Auch Kinder können sich um Arme Verdienste erwerben, und wenn es ihnen gut geht, sich gar Mancherlei freiwillig entsagen zum Heile des Nächsten."

„Sich freiwillig etwas entsagen?" wiederholte Sophia wieder und immer wieder, während sie von dem alten Klaus heimkehrte, und faßte ganz im Stillen ihre Pläne. Wir wollen doch sehen, ob und wie solche zur Ausführung kamen.

„Es ist ein Brod zu wenig, Kind," bemerkte am andern Morgen die Mutter, während sie den Tisch zum Frühstück richtete, „hast Du vielleicht einen Kreuzer verloren?"

„Nein, Mutter, ich nahm absichtlich ein Brod weniger." —

„Warum denn?" —

„Sei nicht böse! Ich will heute und jeden Dienstag keines essen, mir jedesmal den Kreuzer ersparen und — —"

„Und?" —

„Dem Kindheit-Jesu-Verein für die armen Heidenkinder in China geben."

„Recht so!" entschied der Meister, welcher in diesem Augenblicke in das Zimmer trat, „denn der Heiland sieht jede Gabe an den Armen so an, als ob er's selbst empfangen."

Der Meister sprach wenig, aber was er sagte, war überlegt, kräftig und drang durch. O, diese wenigen Worte des Beifalls faßten Feuer und Flamme im Herzen des Kindes und brachten noch manchen schönen Zug an's Licht. So besaß es unter Anderm ein goldenes Kreuzchen und hatte vor länger als einem halben Jahre noch ein zweites gefunden. Die Sache wurde ausgeschrieben, allenthalben bekannt gemacht, mit der Glocke ausgerufen; — umsonst — der Eigenthümer war und blieb verschollen. „Was soll ich mit zwei Kreuzchen thun?“ denkt das Kind, und sieht gerade die Mitglieder des Elisabethenvereins bei der Mutter eintreten, um das monatliche Almosen für den Verein zu sammeln. Sein Plan ist gleich fertig; es bittet die Mutter, ein Kreuzchen dem Vereine zur Unterstützung für Arme und Kranke schenken zu dürfen. Freudig gibt Sophie das Kreuzchen hin, dafür lösen die Elisabetherinnen neun Gulden, gerade so viel, daß sie ihre Armen und Kranken eine ganze Woche damit stillen können.

Ein beseligendes, reich vergeltendes Bewußtsein folgt jeder guten That; manchmal auch ganz unerwartet ein wirklicher Lohn. Dieser Fall trat hier ein. Die Sammlerinnen erzählten nämlich den ganzen Hergang dem Herrn Stadtpfarrer und dieser beschloß sofort, das brave Kind bei nächster Gelegenheit auszuzeichnen. Die Gelegenheit kam und der Herr Pfarrer hielt Wort. Es war das heilige Frohnleichnamsfest, wo Sophia zum ersten Mal, um mich so auszudrücken, öffentlich auftreten sollte. Ein ganz neues, blüthenweißes Kleidchen wurde dem jubelnden Kinde angelegt, ein Kränzchen von duftenden Rosenknospen durch die Haare geflochten und ein rosarothes Band,

das in zwei Schleifen auslief, um die Schulter geschlungen. Der Vater hatte ihr dazu einen Rosenkranz mit einem silbernen Kreuze und lauter goldgelben, schimmernden Perlen geschenkt. So ging Sophia erwartungsvoll mit der Mutter in die Kirche und kniete betend an den Stufen des Hochaltars nieder. Der Weihrauch wirbelte empor zu den fernen Himmelshöhen, die Glocken erklangen und es wurde dem gläubigen Volke mit dem Sanktissimum der Segen ertheilt. Dann begann die Procession. Wer malt uns das innige Entzücken, wer die himmlische Wonne des Kindes, als der Kirchner sich mit einem großen Buche nahte, dessen saffianüberzogene Deckel eine schimmernde Goldspange hielt, dasselbe zu beiden Seiten des Bandes befestigte und wiederholt Aufmerksamkeit anempfahl. Auf dem Buche ruhte nämlich ein schneeweißes Lämmchen, das mit dem vordern Fuße das Zeichen der Erlösung gegen die Schulter zurückgelehnt hielt. O, Sophiechen verwandte keinen Blick von dem anmuthigen Lämmlein, als sie vor dem „Himmel" einherschritt und dünkte sich so hoch als alle die Priester und Laien, welche das Allerheiligste trugen und begleiteten. Zu beiden Seiten gingen andere kleine Mädchen in weißen Kleidern und streuten ohne Rast Rosenblätter und Blüthen aus ihren Körbchen. Ach, hätte die Procession doch immer gedauert! Augenblicke dünkten dem Kinde die Stunden, als es zurückgekehrt die süße Bürde, das schneeige Lämmlein abgeben mußte, um seinen früheren Platz auf dem Altare wieder einzunehmen. Thränen füllten sein Auge und nur die Versicherung der Mutter, daß sie recht oft zum lieben Osterlamme, zum Jesukindlein zusammen beten würden, konnte es beruhigen.

Mit dem sechsten Jahre kam Sophie in die Schule zu den englischen Fräulein und brachte schon tüchtige Vorkenntnisse, besonders in religiösen Dingen, dahin mit. Anfangs fürchtete sie sich allerdings ein wenig vor den schwarz gekleideten Lehrerinnen, aber bald gewann die freundliche Zusprache und liebevolle Behandlung der Schwestern ihre ganze Zuneigung. Nach wenigen Monaten steigerte sich diese zur ungeheuchelten Verehrung und Hochachtung, zur innigsten Liebe. Das begabte Kind verstand es, seiner Ehrfurcht durch Gehorsam, Fleiß und Sittsamkeit einen lebendigen Ausdruck zu geben, und hatte bald die Freude, den ersten Platz in seiner Abtheilung einzunehmen und für den Liebling der Schwestern zu gelten. Dafür beschränkte sich die emsige Schülerin nie auf das Vorgeschriebene, sondern suchte in jeder Beziehung, selbst in den Handarbeiten für die Musterschulen ein Uebriges zu leisten. So verging kaum eine Woche, wo Sophie nicht voller Freuden nach Hause kam und ein Büchlein, ein Bildchen oder sonstige Gaben als Belohnung ihres Fleißes den Eltern überbrachte.

Die Mutter ließ es zu Hause auch nicht fehlen, den Eifer rege zu erhalten. Sie kannte allerlei Geheimmittel, die selbst bei lässigen Kindern selten fehlschlagen. Das ruhige Sitzen, Lernen und Arbeiten kömmt den Kleinen gar schwer an. Welch' eine Ueberwindung kostet es nicht, so einen Knäuel Wolle abzustricken? Wenn aber der letzte Faden zu Ende läuft, und es fällt eine blanke Silbermünze heraus, die mit hellem Klang in die Sparkasse wandert — dann geht's gewiß beim zweiten doppelt besser.

Der Schulbesuch hatte auch seine schlimmen Seiten. So-

phie traf da mit Gespielinnen zusammen, die zum Theil prächtig herausgeputzt waren und hunderterlei Luxusartikel zu ihrem Vergnügen besaßen, zum Theil die Taschen mit Bonbons und Zuckerwerk gespickt führten und selbst während des Unterrichts verstohlen davon nippten. Die menschliche Natur neigt sich gern zum Schlimmen. Das schlechte Beispiel wirkt doppelt eher, als das gute. In dem eitlen Herzen erwachte die Sehnsucht nach gleichem Schmucke und die leckere Zunge verlangte nach Naschereien. Die Mutter merkte gar wohl, wie die Sache stand. Sie mahnte ernst und streng, und wenn das Mahnen nicht half, trat der Vater als Vermittler dazwischen und heischte pünktlichen, unbedingten Gehorsam. Sophie gehorchte, wenn auch zögernd, und sollte bald durch die Erfahrung eines Besseren belehrt werden. Gerade die Mitschülerin, welche sie am meisten zum Naschen verlockt, mußte schwer für diese Untugend büßen. Sie hatte altes Zuckerwerk, hochauf mit Farben überstrichen, genossen und wurde krank. Möglichst lange verheimlichte sie den Grund ihres Leidens, bis endlich die Noth das Geständniß herauspreßte. Es war zu spät; — der Tod knickte die junge Blüthe. O, wie bat da Sophie den Vater, wie die Mutter um Verzeihung! Fortan beachtete sie jeden, auch den leisesten Wink. —

Gehorsam zählt zu den ersten Pflichten des Kindes. Es ist der Stamm, an welchem Respekt und Ehrfurcht, Hochachtung, kindliche Liebe und Dankbarkeit als Aeste emporranken. Das Familienleben ist heutzutage vielfach gelockert, das Gebet und der Segen Gottes verscheucht, der Wohlstand gesunken, der Luxus gestiegen, der Frieden vertrieben, die Zwietracht

eingezogen und alle Verhältnisse arg zerrüttet. Warum wohl dieß? — Die Grundbedingung fehlt: der Stamm sammt den Aesten ist faul. Die Jungen wollen befehlen, die Alten sollen gehorchen. „Die Tage des Gehorsams sind vorbei!" ruft der Zeitgeist von einem Ende der Welt zum andern, und so hallt es wieder am häuslichen Herde. Vater und Mutter dürfen zur Tugend, Sparsamkeit, zum Fleiße, zur Gottesfurcht, zum Gebet, zur Communion oder zum Gottesdienste mahnen, jedes Wort ist in den Wind gesprochen. Die Jungen sind ja jetzt allenthalben klüger und aufgeklärter, als die Eltern. Bald ist der Vater und bald die Mutter nicht mehr nobel, gescheidt und gebildet genug, und ihr wohlmeinendes Wort wird verlacht und verhöhnt. Man rechtet, disputirt, streitet mit den Eltern, man corrigirt und hofmeistert an ihnen herum, als ob es Schulkinder wären. Und dieses unselige Treiben durchdringt alle Stände. Die alte Einfachheit, die alte Thätigkeit ist verschwunden. Die Söhne spielen die Herrn im Hause, der Vater macht den Diener; die Töchter spielen die Damen, die Mutter arbeitet als Magd. Die Söhne gehen vornehm einher, den Vater kennt man kaum. Die Töchter treten wie Fürstinnen auf, der Mutter möchte man aus Mitleid Almosen spenden. In jeder Schenke sind die Söhne zu treffen; die Töchter glänzen im heitersten Humor bei Bällen und Tänzen: die armen Eltern aber jammern und darben zu Hause. Und wo liegt die Schuld von all diesem Elend? Zum größten Theil an den Eltern selbst. Sie versäumen es, ihre Erziehung auf das rechte Fundament, die Religion, zu stützen. Darunter verstehe ich jedoch nicht ein bloßes Hersagen von Gebeten und

Liedern, ein mechanisches Auswendiglernen des Katechismus und der Geschichte; nein, nein! — darunter verstehe ich die Erweckung, Nährung, Belebung und Erhaltung religiöser Gesinnungen und Gefühle; darunter verstehe ich die Bildung des Herzens zur Ehrfurcht vor Gott, zur Achtung seiner Gebote, zum Gehorsam gegen seine Vertreter, die Eltern; darunter verstehe ich die Sorgfalt, die jugendliche Seele zur Aufmerksamkeit auf Gottes Güte, zur Bewunderung seiner Macht und Größe, zur dankbaren Rührung über seine Wohlthaten, zur heiligen Scheu vor dem Allwissenden und Allgegenwärtigen, zur Freude über das Wohlgefallen Gottes und zur Freude über die Unschuld zu bilden. Und wer diese Gefühle und Gesinnungen in das Herz seiner Kinder pflanzt, sie darin ohne Zwang erhält und gegen Erkältung, Vernachlässigung und Abnahme des religiösen Eifers schützt, nur der bildet heran zur Gottesfurcht und Frömmigkeit. —

Sophie lernte von jung auf ihren Willen fügen und beugen, sowohl bei der Arbeit, als Erholung. Wenn die Mutter sagte: „Für heute hast Du genug gethan, Sophiechen, jetzt spiele!“ — da wurde das Buch zugeklappt, das Strickzeug in's Körbchen geschoben und hinaus ging's zu den munteren Gespielinnen.

„Spielen wir blinde Kuh!“ rief die eine; — „nein, wir halten Schul oder gehen wallfahrten,“ die andere; — „nur nicht! laßt uns Markt- und Milchweiber machen und ihr andern kauft uns ab,“ eine dritte. Wer dann den besten Vorschlag brachte, behielt Recht und durfte das Spiel leiten. War die Witterung zu ungünstig, so wurden ähnliche Spiele im

Zimmer aufgeführt. Sophie hatte zu diesem Zwecke von ihrer Mutter eine vollständige, kleine Küche, einen Laden und eine große Puppe mit langem Schleppkleide, Federhut und Schleier zum Christkindchen erhalten.

„Ach, liebe Mama," bat die Kleine, „dürfte ich nur die Puppe nach meinem Willen umkleiden, ich wollte sie erst schön anziehen!"

„Warum nicht, Sophia? Das darfst Du und kannst dabei nur lernen." Nun wurde emsig Nadel, Faden und Schere gerührt und bald war der neue Anzug fertig — eine vollständige Nonne. Da fehlte auch nicht ein Jota von dem faltigen Kleide mit den Manschetten, von dem schwarzen Kragen und dem Rosenkranz am Gürtel bis zum schützenden Schleier und der weißen Stirnbinde. Und diese Nonne mußte mit Schul halten, mitsingen und spielen, daß es eine Freude war, dem kleinen Geschöpfe zuzusehen.

Eine besondere Auszeichnung, welche Sophia zwei Jahre vor ihrer ersten heiligen Communion zu Theil ward, dürfen wir nicht mit Stillschweigen übergehen, weil sie einen sichtlichen Einfluß auf ihr ganzes Leben ausübte. Seit geraumer Zeit hatte nämlich Meister Schütt einen armen, aber braven Studenten, der nichts weniger als verwandt mit ihm war, nach besten Kräften unterstützt. Mit der Aufnahme in das Priesterseminar erreichte der junge Mann sein Ziel. Nun besuchte er jede Ferie die Schütt'schen Eheleute und verweilte oft sechs bis acht Tage im Hause. Er gewann das herzige Mädchen lieb und versprach, es als sein geistliches Bräutchen wählen zu wollen, wenn es immerhin so fortfahre, brav und fleißig zu

sein. O, Sophia gelobte Alles mit Thränen im Auge! Sie hatte schon zwei geistliche Bräutchen gesehen, aber nie geahnt, daß ein solches Glück, eine solche Freude jemals ihr zu Theil würde. Haderten doch oft die reichsten und angesehensten Familien der Stadt um diese Ehre, wenn sie auch früher den armen Studio nicht sonderlich gekannt hatten. Nun war im Hinblicke auf das hohe Ziel, das es zu erringen galt, keine Mühe zu groß, kein Lernen zu schwierig. Sophia löste mit Leichtigkeit und freudigem Eifer ihre Schulaufgaben. In den freien Stunden arbeitete sie nach Angabe der Mutter allerlei Kleinigkeiten zu Primizgeschenken und strickte und stickte sich selbst Handschuhe, Spitzen und Taschentuch zum großen, freudevollen Tage. Im Anfang zählte sie die Zeit nach Monaten, später nach Wochen, nach Tagen und endlich nach Stunden. Die Zeit kam und fand das Mädchen geistig und körperlich gerüstet.

Es war ein schöner, sonnenheller Herbstmorgen und Sonntag. Das Bräutchen kniete am rothbehängten Betstuhle im weißen Kleide der Unschuld und das Brautkränzchen auf dem Haupte vor dem Hochaltar. Die Pfarrkirche hatte man dem Primizianten zu Ehren reich geschmückt und hundert und hundert Flammen strahlten zwischen Blumen und Fahnen von den Altären hernieder. Vor Sophie stand auf einem großen Kandelaber die brennende Kerze und zur Seite betete ihre Mutter. „Komm' heil'ger Geist!" sangen die zahlreich versammelten Gläubigen und ein ehrwürdiger Greis mit silbernen Locken bestieg die Kanzel. Er sprach aus dem sprudelnden Borne der eigenen Lebenserfahrung ernste, eindringliche Worte zum Volke, ermunternde zu dem jungen Priester und gedachte auch im Laufe der

Rede des Bräutchens und seiner Bedeutung. Bebend und mit gefalteten Händen erhob sich Sophia. Das Maß ihrer Freude war voll. Sie vernahm nicht mehr, was der Prediger sprach. Ihr thränenumflortes Auge ruhte auf dem Gnadenbilde der allerseligsten Jungfrau am Seitenaltar, wie sie der giftigen Schlange den Kopf zertritt und segnend die strahlenden Hände ausbreitet. O, wie mild ruhte das Auge der Himmelskönigin auf dem Bräutchen! Da zog ein unnennbares Etwas, eine dunkle Ahnung, ein dämmernder Gedanke durch die Seele des Kindes, der erst nach Jahren sich in Worte bilden, erst nach langen, langen Jahren zur That reifen sollte.

Nach der Feier überreichte Sophia, von der Freigebigkeit ihrer Eltern unterstützt, dem neuen Diener Gottes außer ihren selbstgefertigten Geschenken noch ein schönes, silbernes Cruzifix. Von ihm empfing sie den priesterlichen Segen als Geleit durch das Leben, zum Troste in trüben Stunden, und ein überaus schönes Gebetbuch. Heute noch bildet diese Gabe ein Kleinod unter den Schätzen der braven Jungfrau, denn sie erinnert an die ewig denkwürdige Stunde, wo ein heller Lichtstrahl ihr Inneres erleuchtete, an die Stunde, welche den Grundstein zu ihrem Glücke für Zeit und Ewigkeit legte. —

Langsam schleichen die Stunden der Trauer an uns vorüber; die Tage der Freude dagegen rollen eilends in den unersättlichen Strom der Vergangenheit. Wie ein klarer Felsenbach plätschert die blüthenreiche, sorgenfreie Jugendzeit dahin. Unvermuthet stehen ernstere Tage mit ihren Ansprüchen vor der Thüre und klopfen um Einlaß. Es naht die erste heilige Communion und die heilige Firmung, welche das Kind zum

selbstthätigen Mitgliede der Religion und der Gesellschaft machen. Sophia ging beiden Sakramenten mit der besten Vorbereitung, innigsten Andacht und dem lebendigsten Glauben entgegen. Alle Mühe, alle Leiden und Kosten um die arme Waise waren vergessen und tausendmal belohnt, als die Eltern zum ersten Male ihr Kind in tiefster Demuth zum Tische des Herrn treten sahen.

„Wen willst Du zu Deiner Firmpathin wählen, Sophie?" fragte einige Tage später die Mutter.

„Wenn ich frei wählen darf, so bitte ich eine unserer nächsten Nachbarinnen, die Frau Schwarz, darum."

„Richtig, die Gattin des Küfers und Weinhändlers. Das sind brave Leute und der Gedanke ist gut. Ich wüßte wirklich keine bessere. Ich gehe nun schon viele Jahre am Hause vorüber und hörte nie einen Zank oder Streit, wie bei andern Nachbarn; ja, ich kam schon als Kind in das Haus. Alles athmete da Ordnung, Liebe und Frieden, und so ist es noch. Kommt man Sonntags in das Hochamt, so knien Vater, Mutter und Kinder immer an demselben Platze und ihr Gebet steigt zum Allmächtigen wie aus einer Seele empor. Du konntest nicht besser wählen. Ich werde morgen selbst mit Dir hingehen und die brave Frau, ohnehin von Jugend auf mit mir befreundet, um diesen Liebesdienst ersuchen." So geschah es und ward mit Freuden vollzogen.

Nach der heiligen Firmung wurde Sophie fast gegen ihren Willen bei den englischen Fräulein entlassen, und schied zu ihrem Gange durch das Leben mit den besten Zeugnissen ausgerüstet. Sie trat nun in die häusliche Schule bei der Mutter und in die Geschäftsschule bei dem Vater. Galt es in der

letzteren stets Umsicht, Klugheit und Freundlichkeit zu vereinen, so mußten in ersterer manche Kenntnisse erworben, manche Vortheile erprobt und geübt werden, um dem Haushalte unnöthige Ausgaben zu ersparen. Die Unkenntniß oder Mißachtung dieser kleinen Ersparnisse hat schon oft blühende Familien in Ruin gebracht. Den Eltern mit festem Willen und starker Hand in jeder Beziehung unter die Arme zu greifen und insbesondere die Mutter förmlich in Ruhestand zu versetzen, war Sophien's einziges Streben.

„Die Mutter soll nur angeben, was und wie es geschehen soll", sagte das Mädchen hundertmal, „und Aufsicht führen. Das Arbeiten will ich schon besorgen." Eine solche „Pension" konnte freilich bei der angebornen Thätigkeit dieser Leute selbst im Laufe der Zeit nicht gelingen. Bei all dem vergaß Sophia nicht, ihre Lehrerinnen von Zeit zu Zeit zu besuchen und war stets ein gern gesehener Gast. Immer zog es sie wieder zu den stillen, friedlichen Zellen zurück und sie hätte ohne Bedenken als die letzte Laienschwester dort weilen mögen. Wer weiß, ob die Eltern trotz der damit verknüpften Entbehrungen und Kosten ihren Wunsch nicht erfüllt hätten, wenn nicht trübe, stürmische Tage über die kleine Familie hereingebrochen wären.

Wen Gott lieb hat, der muß durch Stürme gehen und die Feuerprobe bestehen. Ein böses Jahr, uns allen bekannt, brach mit seinen Wirren und Errungenschaften herein und drohte die gelockerten Glieder der Gesellschaft, denen die Kraft des Glaubens, das Band guter Gesinnung und That fehlte, vollends zu lösen. Auch Meister Schütt ließ sich im Anfange von den schön gesetzten, wohl-

klingenden Fremdwörtern der Volksredner, die ohne specielles Verständniß eben jeder Zuhörer nach seinem Bedürfniß auslegte, ein wenig blenden und von den mit aller Macht in die Welt trompeteten Erleichterungen und Freiheiten verlocken. Aber bald merkte er, wie gerade die vorzüglichsten Volksredner und Schreier auf Tribüne und Bierbank, dem Kampfplatz jener Helden, bald verdeckt, bald offen gegen Fürsten und Staaten losdonnerten und die Religion und ihre Diener mit niedrigem Hohn und entstellten Lügen in den Koth zu ziehen strebten. Das mißfiel dem Meister.

„Was wollt Ihr uns denn eigentlich bringen ohne Religion und Glauben, ohne Herrn und Gesetz?" rief er in einer Versammlung.

„Beschränkter Kopf!" hieß es, „das Volk ist souverain; es muß sich selbst beherrschen und seinen Glauben regeln." —

„Richtig!" entgegnete der Meister gedehnt, „jetzt verstehe ich schon. Ihr möchtet alle selbst Götter und Herrn sein. Wir bekommen dann statt Einen immer Hundert und viele Köche versalzen die Suppe. Ich kenne mich in dieser Souverainität jetzt schon aus."

Von dieser Zeit an stemmte sich der Meister mit aller Kraft gegen die neuen Lehren. Wenige gut gesinnte Bürger schloßen sich ihm an und dieses Häuflein, so klein es war, machte kühn Front gegen die zügellose Masse und vereitelte manches Plänchen, das die siegestrunkenen Gegner schon geborgen glaubten. Es war kein Verein, denn es fehlte Präsident, Ausschuß, klangvoller Titel und paragraphenreiche Statuten mit vielversprechendem Eingang und nichtssagendem Ausgang.

Und doch war es ein Verein, denn alle belebte ein Herz und ein Sinn und alle standen wie ein Mann für die gerechte Sache, für Religion, Gesetz und Ordnung ein.

Haß und Feindschaft von Seite der Aufklärer konnte nicht ausbleiben. Meister Schütt galt allgemein für den „Vormann" der „schwarzen Sippe," wie man im feindlichen Lager sich ausdrückte, und mußte deßhalb am ersten und meisten gezüchtigt werden. Dreimal hintereinander wurden ihm, während er des Einkaufes halber in den Gau ging, von aufgewiegelten Volkshaufen sämmtliche Fenster des ganzen Hauses zertrümmert und dieses selbst durch die schweren Steinwürfe bedeutend erschüttert und theilweise zerstört. Besonders das Hinterhaus, ein altes Gebäude, welches der Meister im Laufe der Zeit, ähnlich dem vordern, umzubauen gedachte, hatte stark gelitten und drohte den Einsturz. Es mußte, um ernstlichen Unfällen vorzubeugen, bis zur Reparatur von Innen und Außen gestützt werden. „Sie sollen wiederkommen!" rief der Meister, als er zum dritten Male den Schaden ausbessern ließ, „ich werde mein Haus nicht mehr verlassen. Dreimal ging's, das vierte Mal muß das Hackbeil entscheiden." —

Man kannte den Meister als Wortsmann und furchtlos, weßhalb die Drohung die beabsichtigte Wirkung nichts weniger als verfehlte. Für was auch einen blutigen Kampf heraufbeschwören, so lange es noch andere Mittel, sogenannte Geheimmittelchen gab, den verhaßten Bürger zu zähmen.

„Laßt die Betbrüder gehen!" rief Maler Binder, der Präsident des großen demokratischen Hubert-Klubs, in einer geheimen Sitzung. „Die Rache kommt langsam, aber sicher.

Das Volk kennt seine Feinde und weiß sie zu züchtigen. Es meide ihren Umgang, ihr Haus und ihr Geschäft! Gras muß dann vor ihren Thüren wachsen und sie selbst bei offenen Fenstern verhungern. Und jeden, der dieser Satzung des souverainen Volks, diesem Volksgericht, entgegenstrebt, treffe gleiches Loos und sein Haus werde von Grund aus demolirt."

Die verderblichen Folgen dieses scheußlichen Anschlages ließen nicht lange auf sich warten. Schütt mußte ruhig zusehen, wie Freunde, Nachbarn und selbst entschlossene, gutgesinnte Bürger aus Furcht vor der Rache des Pöbels seine Thürschwelle mieden und sein Geschäft, mit Ausnahme weniger Landkundschaften, förmlich verödete. Er mußte zu seinen Ersparnissen aus den Vorjahren greifen, und als auch diese verbraucht, wußte er oft nicht, wovon die dringlichsten Einkäufe zu machen. Dazu kam noch die heillose Begriffsverwirrung jener Zeit zwischen Mein und Dein. Die Einen verließen kurzweg die Stadt und vergaßen zu zahlen; Andere glaubten sich durch die Emancipation als freie Männer ihrer Schulden entbunden, mochten nicht zahlen und boten Grobheiten statt Geld; wieder Andere kamen selbst mit ihren Geschäften in Rückgang und konnten nicht zahlen.

So standen die Verhältnisse gegen Ende jenes Jahres. Aber trotz aller Stürme hatte der wackere Meister seinen unbeugsamen Muth, sein felsenfestes Vertrauen auf die gute Sache bewahrt und fand in allen Lagen die treuesten Stützen an Frau und Tochter.

„Nur Muth!" tröstete oftmals der Vater, „der Herr läßt uns nicht zu Schanden werden. Wenn auch alle Ketten reißen

und der Jammer die höchsten Gipfel ersteigt, so wollen wir auf Gott vertrauen."

„Das will ich Alles noch gern ertragen," meinte Maria, „denn es ist ja nur augenblickliche Noth und kann sich mit einem Schlage wenden; aber wenn ich an den eigenen Vater, an sein Reden und Treiben denke, da blutet mir das Herz und ich bin meiner Thränen nicht mehr Herr. Heute Mittag kam er auf wenige Minuten von Hubert's Brauerei herüber und machte seinem Grolle auf unsere altmodische, verpfuschte Wirthschaft, wie er unser Haushalten nennt, in zügellosem Spotte Luft. Zuletzt noch nahm er meinen geweihten Rosenkranz vom Cruzifix und schleuderte ihn spielend im Zimmer herum. Ich erinnerte ihn mit Thränen im Auge an sein Alter, an die Ewigkeit" — —

„Und er?"

„Verhöhnte mich und machte sich lustig, wie man nur an so einem Ding herumfingern und beten könne. Ach Gott! es ist gräßlich, einen alten Mann mit grauen Haaren über religiöse Dinge spotten zu hören. Man glaubt fast, es müsse ihn der strafende Arm des Himmels jeden Augenblick ereilen."

„Dein Vater war schon von jeher etwas leicht und lau," bemerkte der Meister, „und es ist ihm gerade jetzt jeder Unsinn, der scheinbar zu trösten vermag, willkommen. Auf der einen Seite steht die Furcht vor dem Tode, auf der andern das Pochen des Gewissens. Das Eine muß verscheucht, das Andere übertäubt werden. Der Aufkläricht unserer Freiheitsapostel gibt dem bejahrten Manne reichen Stoff; er läßt sich zu seiner eigenen Freude blenden und langt begierig zu. Wenn nur

auch sein schwacher Körper diesem unruhigen Treiben, dieser betäubenden, anstrengenden Spiegelfechterei gewachsen ist, — ich fürchte immer!" —

Des Meisters Besorgniß war nicht ungegründet. Als im nächsten Sommer die Wirren der Zeit sich ein wenig zu lösen begannen, Gesetz und Ordnung allmählig wiederkehrte und die wilde zügellose Herrschaft der Aufwiegler den ersten Stoß erlitt, da sank der Greis trotz aller Anstrengungen auf das Lager, um sich nie wieder zu erheben. Er hatte allen Volksversammlungen, allen Aufzügen und Zweckessen beigewohnt, die Sitzungen des demokratischen Klubs nie versäumt und dazu oft halbe Nächte lang in den neuen, wie Pilze aufschießenden Flugschriften studirt, um überall mitreden zu können. Als Folge davon trat nun allgemeine Schwäche des Körpers und Abspannung des Geistes ein und an eine Rettung war nicht mehr zu denken. Doch selbst in der Krankheit ließ sich der alte Mann nicht bereden, seine Junggesellenwirthschaft aufzugeben, sein Häuschen zu verlassen und zu den Seinigen überzusiedeln. Er wollte Herr der „goldenen Freiheit" bis zum letzten Augenblicke bleiben. Abwechselnd theilten sich die Schütt'schen Eheleute und ihre Tochter in die Pflege des Kranken und besonders Maria ließ nicht ab, den Vater an sein Seelenheil, an eine Aussöhnung mit Gott zu erinnern. Hundertmal bot sie sich an, einen Beichtvater rufen zu wollen, der den Kranken auf diesen letzten Schritt vorbereiten solle. Immer vergeblich! Der Kranke verweigerte hartnäckig jeden religiösen Beistand.

„Wozu diese unnützen Geschichten?" sagte er, „dazu ist's zu spät. Für was auch? Gestorben ist gestorben, und damit ist Ruh'."

Maria kam immer trostloser nach Hause und kannte nur noch eine Zuflucht — das Gebet. Wie furchtbar ängstigte sie der Gedanke, daß plötzlich die kalte Hand des Todes das Leben hinwegnehmen könne, ohne daß eine Bekehrung mehr möglich sei! Stundenlang lag sie mit Sophia vor dem Bilde des Gekreuzigten und der gnadenreichen Himmelskönigin und flehte um Erleuchtung des verstockten Kranken. Und sieh! — ihr ängstliches, unablässiges Rufen drang empor zur Stätte der Gnade und ihr Gebet ward erhört.

So stark sich auch der Kranke äußerlich stellte, im Herzen rumorte es gar gewaltig, wenn er bei stiller Nacht an die Todtenkammer oder gar an das Jenseits dachte. Wie quälte er sich nicht, diese furchtbaren Gedanken abzuschütteln! Er rief alle Schein- und Trostgründe der neuen Lehre in's Feld und doch kehrten sie immer und immer mächtiger wieder und bange Zweifel tauchten auf in seinem Herzen. Schlief er für wenige Stunden ein, so ängstigten ihn qualvolle Träume. Bald traten die Jugendjahre vor seine Seele in all ihrer Unschuld und Reinheit, bald erschienen ihm mit drohenden Geberden Vater und Mutter, welche den ersten Keim des Christenthums in sein Herz gelegt, den er so muthwillig zertreten; bald sah er seine verstorbene Frau, wie sie ihn auf den Knien bat, von seinen schlechten Genossen zu bleiben, jeden unredlichen Gewinn zu scheuen; er sah ihr geduldiges, leidendes Antlitz, ihre stete Freundlichkeit trotz seines despotischen, rohen Benehmens. Mit lautem Seufzen und Stöhnen fuhr er dann vom Schlafe auf und blickte scheu und verlegen um sich. Von Tag zu Tag mehrten sich diese Aufregungen und Kämpfe, von Tag

zu Tag wurde das Gebäude des Hochmuthes und Unglaubens mürber und morscher. Ein Frevler mußte das Werkzeug zur Besserung werden.

Unter vielen Gesinnungsgenossen besuchte nämlich auch Onkel Hubert den Kranken. Er brachte stets allerlei Spässe und Neuigkeiten mit, um den Patienten zu erheitern. „Nimm Dich in Acht, Alter,“ scherzte er einmal beim Fortgehen, „daß Du nicht lebendig begraben wirst! Das wäre ein schlechter Spaß.“

„Noch schlimmer, ewig begraben zu werden!“ entgegnete Maria, welche in der Thüre erschien.

„Ich weiß nicht recht,“ meinte Onkel Hubert, indem er sich verabschiedete, „das Erste ist möglich, das Zweite — wenn nicht unmöglich — doch ungewiß.“

„Lebendig begraben! — ewig begraben!“ tönte es fort und fort in den Ohren des Patienten und er wandte sich unruhig nach der Wand. Tausend Zweifel stiegen wie Spuckgestalten vor seinem Geiste auf und umflatterten das bange, trostesleere Herz. Schwere Seufzer entrangen sich mühsam der Brust, große, kalte Schweißtropfen träufelten von der Stirne und unnennbare Angst beklemmte die Brust. Dazu gesellten sich bei Einbruch der Nacht eisige Fieberschauer, welche bald die schwachen Glieder in wilder Hitze schüttelten, bald kalt und fröstelnd wie Eismassen durchrieselten.

Maria durchwachte eine furchtbare Nacht am Bette ihres Vaters. Als endlich die ersten Strahlen des jungen Tages hinter den Bergen heraufdämmerten und über Wald und Flur ihren milden Schein in das Zimmer ergoßen, ward der Kranke

ruhiger. Der Kampf zwischen dem lang gehegten, tief gewurzelten Unkraut des Unglaubens und dem letzten Fünkchen von Glauben, das noch von der Kindheit her in der Seele schlummerte und von Maria emsig angefacht wurde, war entschieden. Die treue Tochter reichte ihrem Vater das Zeichen der Erlösung: er nahm es, küßte es und verlangte nach kurzem Bedenken einen Beichtvater.

Wer war glücklicher als Maria, wie sie zwei Stunden später ihren Vater umarmte, versehen mit den heiligen Sterbsakramenten und ausgesöhnt mit Gott und der Welt durch Beicht und Communion? Wie ganz anders blickte doch jetzt sein Auge, welche unendliche Welt innerer Beruhigung bargen jetzt diese Züge! Ruhig und ergeben sah er der letzten Stunde entgegen und gedachte mit Thränen der Reue der Vergangenheit. „Ach, liebes Kind! hätte ich doch Deinem Rathe, Deinen Bitten früher gefolgt," äußerte er wiederholt. „Wie manches gute Werk hätte ich verrichten, wie manche Noth lindern und wie manche zufriedene Stunde mir selbst schaffen können! O, betet Alle für mich, daß der Herr nicht nach seiner Strenge mit mir zu Gericht geht!"

Als die Abendglocke nach altchristlicher Sitte mit hellem, traulichem Klang die Gläubigen zum Gebete des Herrn rief, faltete auch der Greis seine zitternden Hände und betete mit schwacher Stimme: „Heilige Maria! Mutter Gottes, bitt' für uns arme Sünder — jetzt — und in der Stunde" — —

Die Lippen bewegten sich noch unmerklich, der Athem stand still und das Auge deckte sich. Die Seele war heimgegangen zum Vater und hatte leblos die irdische Hülle zurückgelassen. —

Zwei Tage später kniete Maria betend an einem Fenster im oberen Stocke des Hintergebäudes und blickte mit Thränen im Auge nach dem fernen Stadtthore, wo sich der Leichenzug ihres Vaters bewegte. Ringsum herrschte tiefe Stille. Selbst die Arbeitsleute, welche seit Kurzem die Reparatur des Hauses begonnen, hatten sich entfernt, um dem Geschiedenen die letzte Ehre zu erzeigen. Ganz in ihren Schmerz vertieft, bemerkte die Trauernde nicht, daß der Abbruch des Anbaues bereits begonnen und sämmtliche Strebepfeiler, welche ihn seither gestützt und gehalten hatten, hinweggeräumt waren, und vertraute sich sorglos dem morschen, unsichern Boden. Längst waren die letzten Leidtragenden dem Blicke entschwunden und noch immer währte ihr Gebet. Endlich erhebt sie sich, um in den Laden zurückzukehren, trocknet ihre Thränen, macht das Zeichen des Kreuzes und spricht mit Andacht: „O Herr! gib ihm die ewige Ruhe, das ewige Licht leuchte ihm! O Herr! laß ihn ruhen im Frieden! Amen.“

Plötzlich fühlt sie eine Erschütterung von Außen, der Boden wankt unter ihren Füßen — lautes Krachen dringt aus den Zimmerecken — sie stürzt — dichte Staubwolken wirbeln empor — das Bewußtsein verläßt sie! Ein dumpfes, prasselndes Getöse — und Alles ist wieder ruhig. Zum Glück zieht der Lärm einige Nachbarn herbei. Sie dringen rasch in das Haus und finden den Fußboden über der Küche durchgebrochen. „Horcht!“ ruft Einer, „höre ich nicht leises Stöhnen? Zu Hülfe! Alle zu Hülfe! — Das muß die Nachbarin sein, ich sah sie vorhin da oben am Fenster.“

Der feste Wille zum Helfen und die Noth des Augen-

blickes verleihen doppelte, ja dreifache Stärke. Jeder folgt den Anordnungen eines Einzelnen und jeder greift zu. Mit fast übermenschlicher Kraft reißen die Männer die schweren Balken empor und machen Luft; Frauen und Mädchen räumen hastig Schutt und Steine hinweg, wenn auch die Hand sich wund stößt und das Blut darnach fließt. Jetzt wird der Körper sichtbar — lauter Jubel dringt durch die Leute und sie verzehnfachen ihre Kraft. Noch wenige Augenblicke — und die Meisterin liegt befreit auf den Trümmern. „Sie athmet — sie lebt noch!“ tönt es jubelnd von allen Seiten. „Fort zum Doktor — lauft aus allen Kräften! Wir andern schaffen sie auf's Bett.“

Kaum war Maria in das Vorderzimmer gebracht, so stand auch schon Medizinalrath G. R., ein langjähriger Freund des Hauses, davor. Bald gelang es ihm, das entflohene Bewußtsein wieder zurückzurufen, und nun untersuchte er mit kundiger Hand den Körper. „Gott sei Dank!“ rief er endlich freudig, „ihr Leben ist außer Gefahr. Es ist kaum begreiflich, daß sie nicht total zerschmettert wurde. Die einzelnen Verletzungen hätten gar nichts zu bedeuten, wenn nur der linke Fuß nicht gebrochen wäre. Macht sogleich kalte Ueberschläge, das ist für den Augenblick das Beste.“

Der Meister und sein Kind kehren vom Grabe des Vaters heim. Noch sind ihre Thränen nicht getrocknet und eine neue, erschütternde Botschaft schallt ihnen entgegen. Beflügelten Schrittes eilen sie nach der Stätte des Jammers. Schütt hat seit Monaten allen Schlägen des Schicksals muthig die Stirne geboten, allen Unfällen, die über ihn hereinbrachen, förmlich

getrotzt. Diesem Stoße ist er nicht gewachsen. Wie ein vom Sturme entwurzelter Baum sinkt er beim Anblicke seines braven Weibes auf einen Stuhl und birgt sein Antlitz in beide Hände. Nur die wiederholten und ernstlichsten Versicherungen des Arztes, daß außer dem Beinbruche keine Gefahr vorhanden sei, können ihn einigermaßen beruhigen.

„Fassen Sie nur Muth, Herr Schütt, es wird Alles gut gehen," versichert der Arzt auf's Neue und trifft die nöthigen Anordnungen. „Ich komme bald wieder und dann wollen wir sogleich den Fuß einrichten. Nur Muth und Vertrauen! — In wenigen Monaten wird sich mit Gottes Hülfe Alles wieder machen."

Sophie kniete am Bette der Mutter. Bald betete sie in der Angst ihres Herzens unzusammenhängende Worte, bald weinte sie, bald bedeckte sie die bleichen Lippen der Leidenden mit tausend Küssen. Jetzt gab der Arzt seine Befehle. Die Tochter übernahm freudig deren Ausführung und wich von da an keinen Augenblick vom Lager. —

Träg schleicht an dem Leidenden die Zeit der Schmerzen vorüber. Sekunden werden ihm zu Stunden, Stunden zur Ewigkeit. Brennender, stechender Schmerz durchzuckte das gebrochene Glied und bange Furcht vor der angekündigten Operation beugte der Kranken Geist nieder. Kaum mehr vermochten Gatte und Tochter die Leidende zu trösten.

„O Gott!" jammerte die Arme unter Thränen, „wie wird das enden? Kaum bin ich diesen Schmerzen gewachsen, wie soll ich jene überwinden? O, stehe mir bei und sei mein Schutz, denn außer Dir gibt's keine Hülfe! Beten wir zu-

sammen, Vater und Du Sophie, und der Herr und seine gnadenreiche Mutter werden uns gewiß erhören."

Der Meister nahm vom Cruzifix einen großen, geweihten Rosenkranz aus Cocosnußperlen, der als Erbstück in der Familie hoch verehrt wurde. Ein frommer Pilger hatte ihn den Ureltern aus Jerusalem mitgebracht und dort selbst am heiligen Grabe angerührt. Die wohlthätige, oft erprobte Wirkung und Kraft des Gebetes versagt niemals. Leiser und immer leiser antwortete die Kranke, bis zuletzt sich die Lippen nur noch manchmal wie betend bewegten. Ein wohlthätiger Schlummer senkte sich auf ihre Augen und goß neue Stärke in die geschwächten Glieder. Da hob Sophie dankend die Hände zum Bilde der gnadenreichen Jungfrau empor und sprach ein Gelübde, innig und fromm, das längst in ihrem Herzen geschlummert hatte:

„O Maria, bitt' für uns! Bitt' bei Deinem Sohne, daß diese schwere Stunde des Leidens glücklich vorüber gehe! Ich weihe Dir all mein Thun und Lassen, mein Denken und Handeln, mein ganzes Leben bis zur Stunde meines Todes! O Maria, verlaß' uns nicht!"

Stillschweigend faltete der Vater seine Hände und segnete im Herzen die treue Tochter.

Die Kranke war bereits erwacht, als der Herr Medizinalrath mit zwei Begleitern wieder erschien. Rasch und möglichst leise wurden die nöthigen Vorbereitungen getroffen. Aengstig harrte Maria dem Beginnen entgegen; wie ein Alp lastete die Erwartung auf ihrer Brust und kalte Schweißtropfen rannen von der bleichen Stirne. Sophie beugte sich wie ein schützender

Schild über die Kranke und sprach ihr Muth und Trost zu. „Nur Vertrauen, liebe Mutter! Habe festes Vertrauen und die Trösterin aller Betrübten, die Mutter aller Schmerzen verläßt uns nicht."

„Mein Vertrauen steht fest, Sophie; ich baue auf meinen Herrn und Heiland, der so unendlich viel und schwer für uns gelitten und selbst sein Leben für uns geopfert. Ich baue auf die Fürbitte seiner unbefleckten Mutter. Das sei mein einziger Schutz und Hort! Komm, wir wollen leise zusammen beten, denn wo die Noth am größten, da ist Gott am nächsten." So sprach die Kranke und drückte den dargereichten Rosenkranz an ihr Herz und ließ in leisem Gebete mit Sophie Perlchen um Perlchen durch die Finger gleiten.

Verwundert blickte mehr als einmal der Medizinalrath von der blutigen Arbeit empor. Dasselbe Erstaunen theilten seine Begleiter. Kein Seufzer, kein Stöhnen, kein durchdringender Schmerzensruf ließ sich selbst beim tiefsten Schnitte hören. Leicht ging die Operation von statten, weil sie durch nichts gehemmt wurde und nicht einmal ein Festhalten des Körpers benöthigte.

Endlich erhebt die Kranke das Haupt. „O Gott! so fangen Sie doch an, Herr Medizinalrath, dieses ewige Warten ist tödtlicher als jeder Schmerz."

„Was — anfangen?" — ruft dieser und tritt erstaunt vom Bette zurück. „Ist das Ernst? — anfangen? — Das begreife ich nicht. Wir sind fertig, gute Frau, fix und fertig. Haben Sie denn nichts empfunden?"

„Ein leichtes Stechen, wie auch vorher, sonst nichts," ant-

wortet Maria und lächelt unter Thränen. Dankend hebt sie das Auge zum Himmel empor.

„Hier kenne ich mich nicht aus. Ich übe nun eine dreißigjährige Praxis und habe viel erfahren — das noch nicht. Dießmal bin ich überfragt. Wahr ist wahr. Erkläre es, wer kann! Entweder ist's Hexerei oder ein Wunder, oder — —"

„Die Macht des religiösen Gottvertrauens," versicherte Sophia treuherzig. „Keine Hexerei und kein Wunder, Herr Doktor, nichts als Vertrauen — ein wenig Vertrauen! Man sagt ja:

Wer auf Gott vertraut,
Der hat auf festen Grund gebaut!"

V.

Der Mensch denkt, Gott lenkt.

„Du, Vater, belehre
Und hilf in der Noth,
Damit ich verehre
Dein heilig' Gebot:
Da leb' ich Gefahren
Und Stürmen nicht mehr,
Willst du mich bewahren,
Mein Retter und Herr."
J. Gasser.

„Nun, Onkelchen, hast Du es denn gelesen? — Wir werden jetzt tüchtig Blauröcke hierher bekommen."

„Allerdings, Freund Binder," entgegnete Onkel Hubert und bemühte sich, die so eben vom Briefträger hereingebrachten Zeitungen mit Hülfe einer großen Zwickbrille zu überfliegen und auf die Zeitungsbretter zu spannen. Dann überreichte er sie Binder und dieser las die merkwürdigsten Stellen laut vor. Solche Lektüre war seit vielen Monaten die beliebte Frühunterhaltung der Familie, welcher gewöhnlich auch Johanna beiwohnte. „Ich mache mir gerade nichts daraus," fuhr Hubert

fort, „denn Soldaten sind auch keine üblen Gäste, wo sie ihre Niederlage aufschlagen. Punkt neun Uhr geht der Zapfenstreich und dann hat der Wirth Ruh'!"

„Ja, wo sie ihre Niederlage aufschlagen. Das ist ganz richtig," bemerkte lächelnd Binder. „Du wirst doch nicht auf diese Ehre hoffen? Deine über und über rothe Kneipe wird ihnen schon beim Einzuge verpönt. Schlecht spekulirt, ganz schlecht!"

„O, dann bleiben mir immer meine alten Gäste. Diese werden überhaupt froh sein, wie es jetzt auf einmal rückwärts geht, ein Asyl zu finden."

„Abermals die Rechnung ohne den Wirth gemacht," eiferte unbarmherzig Binder. „Im Krebsgang sind wir schon. Der Klub ist aufgelöst, der demokratische Verein gesprengt und die andern werden bald folgen. Wer dann nicht in Nummero „Sicher" sitzt, wird sich wohl hüten, Dein Asyl aufzusuchen. Das gliche der Selbstdenunciation wie ein Ei dem andern. Die Polizeistunde wird über kurz oder lang auch wieder eingeführt und Du verlierst Deine liebste Zeit. Nach Mitternacht bräute man Glühwein, Punsch und selbst Champagner wurde aufgestellt; da blühten Dir gute Tage, Geldmännchen, he? — die kommen so leicht nicht wieder."

„Nur zu wahr," versicherte Hubert sarkastisch. „Diese Zeiten waren doppelt gut — für Wirth und Stammgäste. Ich kannte deren, die immer erst nach Mitternacht zu spielen anfingen, wenn die Köpfe schon erhitzt waren. Am Morgen zeigte sich's, daß sie nicht umsonst gearbeitet. Kennst Du diese auch?"

Binder biß sich in die Lippen, suchte zu lachen und wandte sich an Johanna, die am Fenster saß und in einigen Büchern blätterte. „Warum so ganz vertieft, schöne Frau?“

„Was soll ich anders thun? Euer Gespräch ist wirklich nicht sehr erbaulich. In diesen vorjährigen Brochüren wird man wenigstens noch mit sanguinischen Hoffnungen getröstet. Ich habe sie gestern wieder hervorgesucht, um mich noch einmal an der alten Freude zu laben.“

„Das kann ich nicht,“ entgegnete Binder. „Wuth packt mich, wenn ich an die Vergangenheit denke; die schönsten Augenblicke wurden dort versäumt. Zuschlagen! — rief ich immer unter die einfältige Menge — zuschlagen ohne Gnad' und Pardon! Wer weiß, wie lange wir Herrn sind. — Nein, man folgte nicht. Die einen von unsern Leuten spielten die Hochherzigen und wähnten sich schon Sieger, andere die Gutherzigen und wieder andere die Tölpel. Jetzt sind wir aus dem Sattel gehoben und kommen nie mehr hinein.“

„Nie mehr?“ —

„Nein, nie mehr, denn die Urheber der Revolution werden sich aus dem Erlebten eine gute Lehre ziehen.“

„Ei, ei!“ spottete Johanna, „Sie sprechen ja schon so abgekühlt, wie's Frankfurter Journal. Seid Ihr etwa Zwillingsbrüder? Ich dachte, Ihr würdet eher die Erde aus ihren Angeln heben, als einen Rückschritt zugeben. Wo stecken denn eigentlich all die Freiheitshelden?“

„Verschwunden!“ rief ärgerlich Hubert, „alle verschwunden! Hätte nur Jeder den hundertsten Theil von dem Muthe, welchen er im Munde führte, so ließe sich heute noch etwas machen.“

„Man hat mir nicht gefolgt," klagte Binder wie ein gefallener Held, „sonst stünde die Sache anders."

„Da lobe ich mir doch die Franzosen," meinte leichthin Johanna. „Diese warfen einst Religion und Gesetz über Bord, erhoben die Vernunft zur Gottheit, und nur ein Mann wie Napoleon konnte sie zwingen. Warum folgtet Ihr nicht diesem Beispiele? O, ich hätte Euch eine Göttin der Vernunft gemacht, groß und hehr, ganz à la Frankreich! Dieß wäre mein Stolz als deutsches Weib gewesen und die Geschichte hätte meinen Namen mit Dank in ihren Annalen verzeichnet."

Solche Gespräche, reich an bitterer Erfahrung, noch reicher an getäuschter Hoffnung zählten in Hubert's Familie nicht zu den Seltenheiten. Die Personen sind — das Alter abgerechnet — ganz dieselben geblieben. Sie nahmen in gleichem Grade zu, an Alter, wie an verkehrten Begriffen, Irreligiosität und wirklicher Verdorbenheit. Binder wohnte seit zwei Jahren in der Brauerei und spielte den Herrn. Wohl hatte er Anfangs, als Hannchen unerwartet, geräuschlos und verlassen von der Fremde heimkehrte, eine Zeit lang die Wirthschaft meiden müssen. Onkel Hubert konnte nämlich seine schöne Mitgift nicht verschmerzen und wälzte die meiste Schuld auf den vermaledeiten Freiwerber. Das Blättchen wandte sich jedoch bald wieder. Die Herrentrinkstube, deren Seele Binder war, drohte zu verfallen. Das mochte, konnte und durfte Hubert nicht zugeben. Was war zu thun? Er machte gute Miene zum bösen Spiel und söhnte sich mit Binder aus.

Indessen hatte das entwichene Jahr auch in diesem Kreise seinen bunten Vorhang aufgerollt. Unter den handelnden Per-

sonen stand Maler Binder oben an. Er war einer der ersten, welcher zündende Feuerfunken in die erregte, getäuschte Menge warf, Haß und Verderben den Reichen, Freiheit und Gleichheit den Armen predigte. Hubert stand ihm allenthalben als wohlhabender, taktfester Bürger und lange verkannter und verfolgter Volksfreund zur Seite. Es gab keine Versammlung, wo nicht Binder das letzte und schwerste Wort geredet, keinen Verein, der ihn nicht als Vorstand oder Ausschußmitglied gewählt hätte. Die Einen stimmten für ihn aus Furcht, die Andern begrüßten ihn als Retter aus Schulden und Noth oder als Befreier aus langjähriger Knechtschaft. Dafür hielt er die Masse des Volkes wie einen Ball in seiner Hand, den er nach Belieben bald dahin, bald dorthin spielen lassen konnte.

Hubert selbst spekulirte wie immer. „Die Freiheit soll leben!" rief er laut, und „mein Wohlstand daneben!" folgte in Gedanken. Er bot Binder, dem gefeierten Manne des Tages, sein gastliches Dach zur freien, unentgeltlichen Benützung an. Wie berechnet, so geschah es. Von diesem Augenblicke an bildete seine Schenke den Mittelpunkt aller Volksbeglücker. Ihrem Wunsche gemäß mußte sich der Magistrat über Hals und Kopf beeilen, eine Weinschenk-Concession zu verleihen. Und nun hatte Hubert Gäste vollauf und in jeder Hinsicht gewonnenes Spiel. Mit dem Frühschöppchen wurde des Morgens begonnen, und wann wieder die Sonne hinter den Bergen aufdämmerte, mit Punsch und Champagner geschlossen. Das waren Tage! —

Johanna als die Dritte im Bunde dürfen wir nicht übergehen. Geknickt und betrogen war sie zurückgekehrt und weder

öffentlich noch daheim besonders herzlich empfangen worden. Wenn der Dachs im Frühjahre von seinem Winterschlafe erwacht, springt er nicht mit einem Satze fröhlich zur Höhle heraus. Ganz bedächtig taucht er hervor, prallt zurück vor dem blendenden Tageslicht, kommt wieder, dehnt und streckt sich, reibt sich die Augen und sieht erst nach und nach dem glänzenden Sonnenball, der ihn herausgeleuchtet, kecker in's Antlitz. Die erste Zeit hielt sich Johanna im Hause verborgen, später wagte sie einen Ausgang zwischen Licht und Dunkel, noch später am hellen Tage und so fort in dem Grade öfter und freier, als die Gefahr vor Verhöhnung schwand. Die Kunde von der tragischen Heimkehr der jungen Baronin hatte nämlich wie ein Lauffeuer die Stadt durcheilt und Jung und Alt nahm keinen Anstand, der hochmüthigen Bräuerstochter in Gedanken, Blick und Wort das Erlebte von Herzen zu gönnen. Die einzige Ausnahme hievon machte vielleicht die Metzgerin, welche offen und ungeheuchelt ihr Bedauern darüber aussprach. Für den lieben Papa schlimme Zeiten: mit Binder verworfen, die blanken Thälerchen beim Heirathsgeschäfte verspekulirt und ringsum ein Kreuzfeuer von Hohn und Spott, Lüge und Wahrheit! Mit richtigem Takte suchte er vor Allem dem Wettrennen böser Zungen einen Damm entgegen zu setzen. „Die Welt ist zu dumm," sagte er im Vertrauen zu Bekannten, von denen er gewiß wußte, daß sie es am meisten verbreiten würden, — „zu dumm! — ich versichere Euch. Es läßt sich doch an den fünf Fingern abzählen, daß dieß Verschwinden eine verabredete Geschichte zwischen Mann und Frau, eine Spiegelfechterei ist. Der gnädige Herr," fügte er leise hinzu, „mußte in einer

politischen Mission verreisen, wo Heimlichkeit zur ersten Bedingung wird. Geduldet Euch nur, Freunde! Er wird nach glücklicher That mit um so größerem Glanze wieder auftreten und diesen Lästerzungen den Athem ausblasen."

Die gewählten Organe verbreiteten instinktartig diese Nachrichten, wiewohl sie selbst nicht daran glaubten und überall auf heftigen Widerspruch stießen. „Wir haben auch Ohren, um zu hören," schrien die Floß-, Schiff- und Fuhrleute, welche vom Rheine herkamen, „und können recht gut deutsch, um zu verstehen, was Augen- und Ohrenzeugen erzählen. Bankerott, geflüchtet, gepfändet! so ist die Geschichte." Wo Worte nicht reichten, bekräftigte ein tüchtiger Faustschlag auf den Tisch die Wahrheit, Frauen und Töchter ersannen Randglossen dazu, malten die Geschichte buntfarbig aus und die ganze Stadt unterhielt sich prächtig.

Hubert gewahrte zu spät, daß er bei seiner Operation zu einem unrechten Mittel gegriffen und anstatt zu löschen, Oel in die Flamme goß. Zum Glück kam ihm ein anderer Umstand zu Hülfe. Frau Fama ist bekanntlich die beste und gewandteste Modistin schon von Alters her. In ihrem Geschäfte wird kein Artikel alt, keiner verliegt sich. Eine Neuigkeit verdrängt stets die andere und nur die brillantesten erzwingen ein Wochenleben. So auch hier. Die Leute plauderten sich aus, es kamen andere Dinge, welche mehr interessirten, und die bedrängte Familie konnte wieder frei aufathmen. Nach und nach lenkte man in das alte Geleise ein und mit der Zeit tauchten selbst Freier auf, welche der vermeintlichen Wittwe den Hof machten. Die meisten spekulirten natürlich wieder mehr auf die schöne

Wirthschaft als die Frau und hätten gern mit ersterer allein verlieb genommen. So einstimmig, wie ihre Gesinnungen, so einstimmig lautete ihr Bescheid: „Bedaure sehr — es geht nicht."

„Wozu nochmals heirathen," vertheidigte sich gewöhnlich Johanna, „und die freien Flügel wieder binden? Die Ehe ist ein messingnes Joch, das bald die sanfte Unterlage abnützt und dann erbärmlich drückt. So umgeben mich stets einzelne Verehrer; ich theile Gnaden aus, wo und wann es mir beliebt, und die Liebe bleibt immer jung. Das wäre doch thöricht, wenn es mir in diesem „ewigen Brautstande" nicht gefallen wollte!"

Diesen ledigen Freiern gesellten sich bald auch Ehemänner bei. Der Ruf der jungen Frau, welcher im Anfange ziemlich mackellos war, erhielt Fleckchen und Flecken. Sünde gebiert Sünde. Nach Jahr und Tag war er nicht mehr weiß zu waschen. Je mehr Johanna merkte, mit welcher Verachtung und mit welchem Neide zugleich ihre Schritte von den Frauen verfolgt, mit welcher Eifersucht ihr Wandel kritisirt wurde, desto freier — richtiger gesagt — desto frecher trat sie auf. „Warum verfolgen mich die einfältigen Frauen?" spottete sie oft. „Ich heiße ja Niemand kommen und Niemand gehen. Es ist wahr, ich kann in einer Woche mehr seidene Kleider zurückweisen, als die erste Beamten- und Bürgersfrau in ihrem ganzen Leben zu sehen bekömmt. Sie sollen es eben auch so machen und es wird eine gegenseitige Ausgleichung zu Stande kommen, die am Ende alle Theile befriedigt."

Das war für die Folge Johanna's Ehestands-Theorie, welche das Jahr der Freiheit vollends zur Reife brachte. So viel

stand fest: manche brave Familie durfte den Verfall ihres Hauswesens, den Untergang des häuslichen Friedens und die Quelle ihres Ruins, ohne irre zu gehen, kühn in Onkel Hubert's Brauerei suchen. —

„Laßt es nur gut sein, Männer," fuhr Johanna nach einiger Zeit fort, „der argen Welt wird jetzt bald auf die Beine geholfen werden. Es geschehen ja in unserer nächsten Nähe Zeichen und Wunder."

„Wie so?" fragte Binder und rückte neugierig näher. „Ich habe doch nichts gehört."

„Ja, meine Herrn, leibhaftige Wunder, sichtbare Mirakel! Unumstößlich durch Zeugen bewiesen! Nicht wahr, Ihr staunt?"

„Nur erzählen," rief Binder, „nicht so weit ausholen!"

„Ein gut Ding will Weil haben," entgegnete Johanna. „Die Muttergottes-Metzgerin, eine lebendige Heilige, ist das Wunderkind. Zuerst hat sie vor lauter Beten ihren Zimmerboden durchgedrückt. Vermöge des Gesetzes der Schwere purzelte sie natürlich mit hinunter. Die Nachbarn springen zu Hauf und ziehen die Fromme unbeschädigt hervor: Das ist das erste Wunder."

„Ja wohl!" schaltete Binder gelehrt ein, „wenn Zufall und Wunder identisch sind."

„Nur Geduld! — die Hauptsache kommt nach. Ganz ungerupft geht der Luftsprung doch nicht ab. Sie hat nebenbei ein Bischen das Bein gebrochen. Der Medizinalrath fällt ein, untersucht, zuckt geheimnißvoll die Achsel, schneidet bedenkliche Gesichter und thut unmenschlich wichtig. Noch an demselben Abend ist die Operation. Da liegt denn die Patientin

am hellen Tage, mit offenen Augen, ruhig und lächelnd und sieht der ganzen Geschichte zu, ohne auch nur eine Idee von Schmerz zu empfinden. Der Doktor ist außer sich. So etwas hat noch Niemand erlebt. Er rennt von Haus zu Haus und erzählt die wundersame, unbegreifliche Mähre. Einen Nimbus, einen Strahlenkranz hat er um das Haupt der Metzgerin gewoben, größer als ein Regenbogen. Der Alltagsheiligenschein ist ein Pünktchen dagegen."

„Den Hals will ich brechen," rief lachend Binder, „wenn dahinter nicht faule Fische stecken. Dieser Medizinalrath ist ohnehin ein netter Junge. Jeden Augenblick hängt er den Mantel anders nach dem Winde. Ich traute dem Burschen nie ganz."

„Der hat Recht," platzte Onkel Hubert heraus, „ganz Recht! Er plaudert, macht sich beliebt, kurirt und schiebt auf Neujahr sein rundes Sümmchen ein."

„Gut gesprochen, Herr Philister, sehr gut gesprochen! Nur das Geldmännchen nicht verläugnet, es wäre Schade dafür." Diese Worte begleitete eine tiefe, höhnische Verbeugung. — „Wahrscheinlich spielen Mohn, Aether oder Chloroform die Hauptrolle dabei. Der Sache sollte man auf den Grund sehen, nur um öffentlich darüber Aufklärung geben zu können. Kennen Sie die Person nicht näher, verehrte Frau?"

„Ganz gut, wir sind sogar „Smollis" von der Schule aus. Ich kaufe sehr oft bei ihr ein und scheide nie, ohne mich ein wenig zu necken. Die Frau ist sonst klug, sanft und anspruchslos und darum gut zu leiden. So barockes Zeug sie übrigens in ihrem Gehirn führt, so trefflich weiß sie sich zu defendiren."

„Nun, ein Krankenbesuch wäre da ganz in der Ordnung,“ meinte Binder, „sogar vom alten Zopf, dem Herrn Anstand, geboten. Dabei könnten Sie leicht ein wenig spioniren und wir würden der Wahrheit bald auf der Spur sein. Ihnen Verhaltungsmaßregeln geben, hieße Wasser mit dem Siebe schöpfen.“

„Gut, ich will die Sache übernehmen. Das Geschäftchen wird amüsant. Heute über acht Tage erstatte ich der Wundercommission ausführlichen Bericht.“ —

Denselben Nachmittag noch machte Johanna, wie verabredet, einen Krankenbesuch bei Frau Schütt und wurde eben so liebreich und ohne allen Rückhalt aufgenommen, wie jede andere Nachbarin. Sie versäumte keine Gelegenheit, das Räthsel zu entziffern, bot alle List auf, dem vermeintlichen Wunder auf die Spur zu kommen und stellte manche verfängliche Frage. O armselige Kreatur, spare Deine Mühe! Wo kein Trug waltet, wird jedes Späherauge zu Schanden. Du mußtest ja doch am Ende, um nicht ganz unverrichteter Dinge heimzukehren, unverholen nach dem Hergange fragen. Der Bescheid lautete eben so klar, als demüthig.

Die Phantasie neigt sich gern zum Wunderbaren, besonders wenn es dem geistigen Auge von glaubenswürdiger Seite geboten wird. Johanna konnte darum nur mühsam dem Glauben an diese einfache Erzählung, der sich unwillkührlich ihrem Geiste aufdrängte, widerstreben.

So himmelweit diese beiden Frauen an Erziehung, Religion und Gefühl verschieden waren, so fühlten sie sich dennoch zu einander hingezogen. Johanna erkannte und bewunderte

die klare, reine Seele der Patientin, welche sich vor ihren Augen wie eine Frühlingsblüthe entfaltete, und staunte ob des felsenfesten Vertrauens, ob dieser himmlischen Geduld, Ergebung und Demuth, ohne beides begreifen zu können. Sie konnte die Frau ordentlich um diese Vorzüge beneiden, weil sie nur zu gut fühlte, wie tief sie unter der Metzgerin stand. So zufrieden, so ruhig und glücklich, wie diese, war sie trotz allen ihren Bemühungen nie gewesen. Je mehr sie darnach suchte und haschte, desto unzufriedener, desto unglücklicher wurde sie. Maria dagegen wollte bessern. „Der Kern ist gut," dachte sie, „nur von Grund aus verwahrlost und mit tausend bösen Säften geimpft. Vielleicht läßt sich mit Ruhe und Klugheit ein wenig einwirken."

Johanna hatte bei ihrem ersten Besuche nichts erfahren, oder wenigstens nicht das, was sie zu erfahren wünschte. Es folgte ein zweiter, ein dritter, und ohne nur an den eigentlichen Zweck zu denken, noch mehrere, weil die Unterhaltung mit der Meisterin und ihrer Tochter sie mächtig anzog, und ihrem lebhaften Geiste reichen Stoff zum Denken gab. Wohl widersprach sie regelrichtig den Ansichten der Meisterin, bald im Spotte, bald im Ernste, um jedesmal zu unterliegen und immer zweifelvoller, immer mißtrauischer gegen ihr eigenes Sinnen und Glauben heimzukehren.

„Dieses Jahr bin ich recht übel daran," klagte bei einer ähnlichen Gelegenheit die Patientin. „Hätte ich mir vor vierzehn Tagen träumen lassen, daß ich heuer um sämmtliche Fastenpredigten kommen soll? Das ist nicht leicht zu verschmerzen."

„Ei, der Verlust ist so ungeheuer nicht," versetzte Johanna,

„thut es bei mir schon zwanzig Jahre ohne alle Predigt gut. Im nächsten Jahre kommen wieder andere.“

„Ja, nach Umständen. Es sind nicht alle Predigten gleich. Wer kann wissen, ob im nächsten Jahre unser wackerer Kaplan noch an dieser Stelle ist? — Und gerade das ist der rechte Mann, furcht- und tadellos; der geht mitten hindurch, scheut weder Zeit noch Leut' und versteht es, das lebendige Wort als flammendes Schwert zu schwingen.“

„Je nun,“ bemerkte die junge Frau, „predigen ist leicht, vormachen ist die Kunst.“

„Das thut er ehrlich und tüchtig,“ fiel Maria ein, „und gerade dadurch wird jedes seiner Worte zur doppelschneidigen Klinge. Wie wäre es, wenn Du einmal für mich hingingst? Es würde Dich gewiß nicht reuen!“

„Ich? — in die Fastenpredigt?“ rief Johanna. „Nein, nein! — ich predige mir selber.

Erstens: Man ist nur einmal jung.

Zweitens: Bleibe deßhalb möglichst lang jung.

Drittens: Jugend braucht keine Tugend.“

„Und am Ende?“ fragte die Kranke ernst.

„Am Ende? —

> Lustig gelebt und fröhlich gestorben,
> Wird selbst dem Tode die Freude verdorben.“

„Und nach dem Sterben?“ fragte die Kranke wieder.

„Nach dem Sterben? — Nachher ist's gar. Ich habe wenigstens noch Keinen gesehen, den das Kirchengehen, Beten, Beichten oder Wallfahrten wieder lebendig gemacht hätte. Eine alte Geschichte: todt ist todt!“

„Also stellst Du Dich mit Deiner Katze und Deinem Hunde auf ganz gleichen Fuß. Von diesen glaub' ich das," entgegnete streng die Meisterin. Johanna war sichtlich um eine Antwort verlegen und erstere fuhr fort: „Oder fürchtest Du Dich am Ende vor einer Predigt? Das will ich doch nicht glauben. Sieh, wir wollen eine Wette machen. Ich kenne Deine Lieblingsspeise. Wenn Du heute die Fastenpredigt für mich hörst und mir Einiges daraus erzählst, so erhältst Du von mir das beste „Haspelchen" *), welches in meinem ganzen Laden hängt."

„Topp! das gilt!" rief Johanna lustig und eilte davon. „Es ist noch Zeit. Diese Wette will ich leicht gewinnen. Gute Besserung! — Adieu!" —

Es ließ sich nach der Predigt Niemand sehen, um den Gewinnst abzuholen, eben so wenig den zweiten oder dritten Tag. Die Meisterin konnte sich den Zusammenhang nicht denken. Zum guten Glück kam eine Nachbarsfrau daher und kramte zur Unterhaltung der Patientin all ihre Neuigkeiten aus.

„Denkt Euch nur," erzählte sie unter Anderm, „vorgestern kam diese Hubert's Hanne keck und frech in die Kirche geprellt und placirte sich lachend in einen Stuhl. Alles staunte nur so. Während der Predigt konnte ich sie nicht beobachten. Nach derselben aber ließ sie den Kopf hängen, schlug die Augen nieder und eilte mitten durch die Leute wie ein gescheuchtes Reh von dannen. Die Kost hat wahrscheinlich schlecht angeschlagen."

„Oder recht gut," dachte Maria, ließ nach Entfernung

*) Das „Haspelchen" zählt in die Reihe der Schweinenknöcheln und Gelenke, die gesalzen an vielen Orten als Delicatesse gelten.

der Nachbarin das beste Haspelchen aussuchen und sandte es durch die Magd nach Hubert's Brauerei. Bald kehrte die Magd sammt Geschenk wieder zurück und auf dem Fuße folgte ihr Johanna.

„Verschont mich nur mit Eurer Gabe," rief sie schon beim Eintritte, ohne einen Gruß, ohne eine Frage abzuwarten; „ist es doch Schmach genug, durch ein Stück Fleisch zur Selbsterkenntniß geweckt zu werden!"

„Wie so?" fragte theilnehmend Maria, reichte der Eintretenden zum freundlichen Willkomm die Hand und betrachtete sie fast erschreckt. Das war nicht mehr jene lebenslustige, sprudelnde, übermüthige Frau, die kühn jede Schranke übersprang. Aus jeder Miene, jeder Bewegung, aus jedem Worte leuchtete quälender Zweifel, ängstliches Bangen und Furcht vor sich selbst.

„Das Auge trüb,
Die Wange bleich;
An Worten arm,
Am Denken reich!"

„Wie so?" wiederholte gespannt die Meisterin. „Hat Dich denn diese einzige Predigt so ergriffen? O, es erging mir im vorigen Jahre nicht viel besser! Damals handelte es sich um die Sünde, ihre Folgen und Strafen."

„Sünden und Sündenstrafen ängstigen mich nicht," versicherte Johanna, „weil ich das stets für Mummenschanz und Vogelscheuche hielt. Gerade das Gegentheil: um die Liebe Gottes handelte es sich, um die göttliche Vorsehung."

„Um so besser!" fiel ihr Maria in's Wort; „Liebe wirkt oft mehr als Strenge. Der Glaubenssatz von der göttlichen Fürsehung ist einer der tiefsten und schwierigsten, aber auch

unentbehrlichsten und trostreichsten unserer heiligen christkatholischen Religion. Wir glauben, daß Gott, der Alles weiß und Alles sieht, vor dem es keine Vergangenheit, keine Gegenwart, keine Zukunft gibt, und der die Güte und Liebe selber ist gegen alle seine Kreaturen, von der höchsten bis zur niedrigsten, daß Gott Alles ordnet, lenkt, leitet und regiert, wie es am besten ist, und zwar nicht allein für die Welt im Großen, sondern auch für die einzelnen Völker, für Städte und Gemeinden, für einzelne Familien, ja selbst für jeden einzelnen Menschen vom Könige im Purpurkleide bis zum Bettler in seiner Lumpenhülle. Wir glauben, daß Gott Alles kennt und Alles ordnet, daß nichts ohne sein Wissen und Wollen, nichts ohne seine Zulassung geschieht. Wir glauben, daß Gott Alles voraus sieht und nichts über uns kommen läßt, was nicht zu unserm Besten wäre."

„Bei Gott!" rief Johanna erstaunt, „Du sprichst ja wie ein halber Prediger. Für mich erklärte da der Priester lauter fremde, geheimnißvolle Dinge, und ich weiß nicht, ob mehr die Neuheit der Sache oder die Allgewalt der Rede oder die ruhige, klare Ueberzeugung, welche aus diesem Manne sprach, mich überwältigte und jetzt noch gefangen hält. Ich bin fest entschlossen, so ernstlich darüber nachzudenken, wie vor Jahren über die Grundsätze des modernen Glaubens, welche mir Binder vortrug. Die Worte dieses Priesters, für den Gläubigen ein Meer voll Trost, für den Verirrten eine Kette scharfer Stacheln, prägten sich tief meinem Herzen ein und werden nie darin erlöschen. Wenn ich sie nur mit demselben Feuer, mit derselben Ueberzeugung wiederholen könnte! „„Wer vermag uns die göttliche Vorsehung in ihrem ganzen Wesen zu erklären? —

fragte er. — Sie läßt sich weit besser fühlen, viel inniger in der That erfassen, als in Worte zergliedern. Statt aller Erklärung berufe ich mich auf das Eine, was unser göttlicher Heiland bei Matthäus (10, 30.) darüber spricht: „Kauft man nicht zwei Sperlinge um einen Pfenning. Und doch fällt keiner von ihnen auf die Erde ohne Eures Vaters Willen. An Euch aber sind sogar die Haare Eures Hauptes alle gezählt." Aus diesen wenigen Worten — fuhr der Prediger fort — leuchtet uns ein helleres Licht und ein klareres Verständniß, als eine Welt voll Bücher und der gelehrtesten Abhandlungen ertheilen könnte. Kein Härlein — und das ist doch gewiß das geringfügigste Ding am Menschen — kann ohne Zulassung Gottes uns gekrümmt werden. Ohne diesen Glauben an die göttliche Vorsehung ist unser Leben auf Erden das schrecklichste Loos, eine wüste Einöde, mitten in einem Paradiese voll sinnlicher Genüsse; mit diesem Glauben eine Lustreise, selbst wenn es durch Nacht und Finsterniß, mitten durch lauter Kreuz und Trübsal geht. Und doch leben und weben so viele, die nicht verstehen, daß ein Auge über uns wacht, bei Tag und Nacht, daß eine starke Hand uns beschirmt, ob es ringsum glücket oder stürmet. Aber es gibt auch viele, welche das göttliche Auge über sich fühlen und seinem Winke folgen. Hunderte von Beispielen aus dem Leben der Heiligen, ja selbst aus dem täglichen Leben, könnte ich anführen. Wie Manchen trieb schon die Neugierde, die Langweile, der Muthwillen, eine Gesellschaft, das Wetter, die Bosheit, ein leichtfertiges Versprechen, ja selbst eine Wette in die Kirche! Dort vernimmt er unwillkührlich Gottes Wort, erschließt ihm sein Herz und ist gerettet. Doch wehe dem, der

hartnäckig widerstrebt! Der göttliche Ruf wird vielleicht erst dann wieder erschallen, wenn er am letzten Gerichte das Urtheil für Zeit und Ewigkeit spricht."" —

„Die drohend ausgestreckte Hand des Priesters ruht bei diesen Worten auf mir, bohrt sich wie ein glühender Pfeil in meine Augen, in mein Herz, krampfhaft zuckt es zusammen und tiefes, unendliches Weh durchschneidet meine Seele. Die göttliche Vorsehung führt Dich hierher — ruft eine innere Stimme — folge ihr! — Nein, es ist nicht unterlegt, es ist keine Spiegelfechterei."

„Bei Gott nicht!" betheuerte in heiligem Eifer die Kranke. „Es ist Gottes Wort, was Dich so mächtig erfaßte . . ."

„Und noch zu Boden drückt," ergänzte Johanna. „Seit dieser Stunde stehe ich in einem Meer von Zweifeln. Wer hat Recht? Der Priester mit seiner ernsten, unlieben Wahrheit, oder mein Vater und mein Erzieher mit ihrer leichten, verständigen Lehre?"

„Derjenige," fiel Maria in die Rede, „der nicht sein Machwerk, sondern Gottes Wort bringt."

„Für diesen spricht auch mein Gewissen; aber Vernunft, Bildung und Gewohnheit gegen ihn."

„Da fällt mir ein Vergleich ein, Hannchen, den ich neulich las. Blicke ruhig in's weite Thal des Lebens. Du bemerkst alsbald einen kleinen, schmalen Pfad, der über Berge und Flüsse, Felsen und Gräben, Wald und Moor gerade auf sein Ziel lossteuert. Viele achtbare, selbst hochgebildete Personen wandern darauf und gelangen alle zum Ziel. Andern ist er zu beschwerlich. Sie wollen klüger sein und bahnen einen

neuen, breiten Weg mitten durch üppige, lachende Fluren. Bald verlieren sie die Richtung, gerathen auf Um- und Abwege, wie in einem Irrgarten, und verschwinden spurlos."

„Das ist wohl ein Vergleich," bemerkte die junge Frau, „aber keine Ueberzeugung. Ich muß klare, lebendige Ueberzeugung haben: ein so lange mit Liebe gepflanzter und gehegter Glaube läßt sich nicht in einer Stunde umwerfen. Kann mich Jemand überzeugen — dann will ich ihm folgen und ginge es in den Tod."

„Gut, so besuche denselben Prediger, der Dich aus dem Schlafe weckte. Er ist ein Mann voll Liebe, voll Einsicht. Berufe Dich nur auf mich, wenn Du anders seine Ueberzeugung nicht fürchtest."

So rieth die Meisterin und Johanna versprach, bei nächster Gelegenheit den Rath befolgen zu wollen. —

Wir müssen nun um einige Zeit zurückgehen und unsere Augen für kurze Dauer nach Süden wenden. Die Oesterreicher hatten nach schweren, blutigen Kämpfen unter einem greisen Feldherrn die hundertköpfige Hydra der Revolution in Italien bezwungen. Die Rebellen warfen zum Theil die Waffen weg und ergaben sich; zum Theil zerstreuten sie sich und nahmen unbemerkt ihre frühere Beschäftigung wieder auf. Die Hartnäckigsten wollten lieber sterben, als sich den verhaßten Grauröcken fügen; viele zogen aus dem Lande, viele nach dem Süden, um sich in die schützenden Wald- und Felsenküfte der Apenninen zu werfen. Von da kehrten sie bei günstiger Ge-

legenheit einzeln zurück und wirkten im Stillen als furchtbare Feinde. Der Kampf war wohl geschlagen, das wußten die Oesterreicher recht gut, aber nicht beendigt, das Feuer gedämpft, aber nicht erstickt. Durch Haß und Rache genährt, glimmte die Gluth unter der Asche fort. So wachsam, so streng auch die militärischen Behörden allenthalben auftraten, so konnten sie dennoch der politischen Rachsucht der Italiener nicht steuern. Bald da, bald dort wurden politische Morde mit unerhörter Frechheit ausgeführt und immer entkam spur- und straflos der Mörder.

In einer der Städte des Südens, draußen in einer Vorstadtstraße, die selten von Passanten betreten wird, steht eine kleine, unscheinliche Herberge. Erst Nachts, wenn Regenschauer vom Himmel strömen, oder die Wände dunkle Schatten werfen, kann man hie und da vermummte Gestalten entdecken, die wie Gespenster längs der Mauern hinschleichen und vorsichtig in das Haus treten. Sie meiden das Wirthszimmer und gehen leise durch das Haus in den stillen Hof. Dort steigen sie eine schmale, zwischen Holzhaufen und alten Geräthschaften verborgene Treppe hinab und durchwandern tastend einen langen, unbeleuchteten Gang. Endlich hört man in gedehnten Pausen ein geheimnißvolles, dreimaliges Klopfen, knarrend öffnet sich von innen eine schwere Thüre und wir stehen in einem kleinen, kellerartigen Gemache. Zwanzig bis fünfundzwanzig Männer, weit verschieden an Alter, Kleidung und Aussehen sitzen ringsum und scheinen im tiefsten Gespräche begriffen. So reich auch die Tische beladen sind, Wein und Speisen stehen fast unberührt. Alles horcht vorgebeugt den

Worten des Sprechers, der mit den lebhaftesten Geberden erzählt. Den Mann sollten wir kennen, so gern auch die Jahre, der lange, zersauste Bart, die dünnen, melirten Locken und der geknickte Calabreser uns täuschen möchten! Ja, wir kennen diese Sprache, wir kennen diese Züge, wir kennen diese Gestalt; es ist — Francesco. —

„Hört, Brüder, Paolo hat fehlgestoßen, ich wiederhole es mit der ganzen Wuth, die mir alle Glieder durchrieselt, weit fehl! Er hatte höchste Zeit, sich unsichtbar zu machen. Aber gefehlt und aufgeschoben ist nicht aufgehoben.“ Wilde Mordlust durchglühte bei diesen Worten Francesco's dunkles Auge und krampfhaft langte seine Rechte nach dem Dolche, welchen der weite Mantel barg.

„Nie!“ rief Piretta, ein junger Waffenschmied. „Und wenn der feige Miethling noch hundert Sterne am Kragen trüge, so müßte er sterben. Er hat einen Italiener peitschen lassen, und das sühnt nur — Blut.“

„Blut — nur Blut!“ riefen Alle wie aus einem Munde.

„Und wenn er gar nichts verschuldet hätte, so müßte er dennoch sterben,“ erklärte kurz und bündig Lelio, ein ehemaliger Gutsbesitzer. „Gehört er denn nicht zu den fremden Bluthunden, die unsere Macht gebrochen haben, unser herrliches Land aussaugen, wie Heuschrecken verwüsten und unsere altheiligen Rechte und Freiheiten in den Koth treten? Wer hat denn mein Haus zerstört, meine Felder geplündert und verheert, meine Saat zertreten, mein Vermögen gepfändet und meine Söhne gemordet? Wer hat's gethan? frage ich; — schreit das vielleicht nicht um Rache — ewige, glühende,

blutige Rache? — Auf, Brüder!" rief der Greis, zitternd vor Wuth und Rachelust, „auf! — schleift Eure Dolche und stoßt die Leithämmel der Meuchlerrotte nieder! Dann wird die Meute sich verlaufen wie eine Heerde ohne Hirt und Hund. Wofür tragt ihr den Namen der Stillen?"

„Wir sind bereit — immer zu! — voran!"

„Halt!" mahnte Francesco, „nur Vorsicht! Sie ist die Mutter unseres Bundes. Die entmenschte Soldatesca, die Diener der Finsterniß, Landesverräther, Beamten und Pfaffen müssen fallen, ohne zu ahnen, woher der Stoß kommt, noch wohin der Thäter verschwindet. Doch nur vorsichtig! Vertheilt Euch über das ganze Land, handelt im Verborgenen und still. Unser Name muß gefürchteter werden, als eine ganze Armee. Den Hauptmann hier überlaßt indessen mir."

„Nein, durchaus nicht! — Du darfst Dich nicht blosstellen," riefen mehrere Stimmen zugleich, „wer soll uns führen, wenn Du fehlst? Wirf Dich den gierigen Krähen in die Arme und sie hacken Dir die Augen aus."

„Laßt das meine Sorge sein!"

„Nein!" bemerkte ernst Gradenigo, ein Bildhauer; „sie haben Recht. Du sollst und darfst Dein Leben nicht blosstellen. Wie sollen wir die Bande der geknechteten Völker brechen, wie die blutigen Throne der Tyrannen unterwühlen und stürzen, wenn vielleicht klirrende Ketten Deine Glieder fesseln? Nein, das thut sich nicht. Als wir geschlagen und zerstreut flohen, als das eigene dumme Volk uns verließ und verrieth, da warst Du der Einzige, der Kopf und Muth nicht verlor. Auf Deinen Rath schlichen wir in die Städte zurück und griffen

zu List, Verrath, Gift und Dolch. Der Rath trug reiche Früchte und die befreiten Völker werden einst den „Stillen" Dank wissen. Deßhalb mußt Du Dich um unserer guten Sache willen unbedingt erhalten."

„Wer immer nur Rath ertheilt und den Altklugen spielt," eiferte Francesco, „und niemals handelnd eingreift, wird bald als Feigling gelten." —

„Nein, wir kennen Dich." —

„Glaubt Ihr denn, ich habe nichts zu rächen? Glaubt Ihr, ich sei ein adeliges Püppchen, stets auf Rosen gebettet gewesen? Als Knabe schon peitschte und stieß mich der Schullehrer zurück. Der Pfarrer verspottete und beschämte mich öffentlich, weil mein Vater, ein armer Hirt, keine Geschenke bringen konnte. Als ich aus Erkenntlichkeit hiefür in meinem sechszehnten Jahre beiden mit einem Prügel aufwartete, mußte ich bei Nacht und Nebel flüchten und durfte erst wieder frei athmen, als ich die Schneeglatzen der Alpen hinter mir sah. Nun ging's von Land zu Land, von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf. Bald kämpfte ich mit Polizei und Gensd'armen, bald mit Hunger und Noth, bald mit Reichthum und Ueberfluß. Nach vielen Irrsalen verlegte ich mich auf Heiraths-Spekulationen und heute noch weinen fünf Frauen verschiedener Tracht und Zunge, wenn auch nicht um mich, so doch um ihre verschwundenen Goldfüchse." Ein lautes Beifallslachen lohnte den Erzähler.

„Nur zu!" riefen Mehrere, „das Ding wird unterhaltend."

„Nein, der Scherz ist jetzt vorbei. Die Stimme der Freiheit

erschallte in Italien und ihr Echo drang jubelnd weithin über die Berge in mein Ohr. Ich eilte in die heimathlichen Thäler und legte Schwert und Vermögen bereitwillig als Opfer auf den Altar des Vaterlandes. Was sind nun beide? — frage ich. Mein Schwert ist zusammengeschrumpft zu einem kleinen Ding, das man Dolch heißt und mein Vermögen — verschwunden! Ich stehe jetzt geächteter da, als vor zwanzig Jahren. Noch sind es keine drei Monate und dieser Hauptmann ließ mich als Spion verhaften. Nur die kühnste Flucht rettete mich vor Peitsche und Strick. Soll ich dazu geduldig Amen sagen, oder mich etwa noch ganz gehorsamst bedanken? Den überlaßt nur mir!"

„Wir stehen ein! — wir rächen Dich!" —

„Nein!" bemerkte entschieden Francesco. „Zeit und Ort ist erspäht, alle Dispositionen getroffen und morgen schon sollt Ihr erfahren, wer sicherer stößt: Francesco oder Paolo?" Hiemit verließ er die Versammlung, welche noch lange tagte oder besser nachtete.

Wie ein Schatten glitt Francesco längs der Häuser hin. Sein Tritt war lautloser als der eines Jägers, wenn er das scheue Wild beschleicht und sein Marsch währte lange. Endlich machte er Halt, lauschte mit vorgebeugtem Haupte nach allen Seiten, ob Niemand sich nähere, und duckte sich am Ausgang eines schmalen, finstern Gäßchens nieder, das auf einen freien Platz führte. Drüben sah man Gewehre blinken und eine Schildwache eintönig, wie den Perpendikel einer Uhr, auf- und abwandeln. Es war die Hauptwache. Inmitten des Platzes stand mit verschränkten Armen und scheinbar in tiefem Sinnen

ein Mann. Mantel, Kopfbedeckung und Waffe ließen leicht den Wache thuenden Offizier erkennen. Er betrachtete das weite, blaue Himmelszelt über sich, künstlich ausgespannt wie ein mächtiges Tuch ohne Falten, und bewunderte die schimmernden Sternlein, die zahllos unter diesem Zelte knieen und Gottes Allmacht preisen. Er mochte auch an Weib und Kind und an die theuren Seinen in weiter Ferne denken und nichts Schlimmes ahnen.

„Wie hinüber kommen?“ überlegte Francesco, und hüllte sich fester in seinen Mantel, indem er fast sein Wagstück bereute. „Hinschleichen? — geht nicht, die Schildwache wird dich wahrnehmen, warnen und Feuer geben. Pistolen? — habe ich keine, und doch ist die Gelegenheit so köstlich. Halt! — ein kühner Sprung, ein sicherer Stoß und dann fort in die dunkle Gasse! Bevor sie sich fassen, ist Alles vorbei und der Vogel entflogen.“ — In diesem Augenblicke wandelt der Offizier langsam über den Platz hinüber, kommt nach einiger Zeit zurück und wendet sich wieder. Da springt Francesco wie ein Tiger aus seinem Hinterhalte mit weiten, mächtigen Sätzen über den Platz, hoch blinkt und zuckt der Stahl in seiner Mörderfaust und ein gewaltiger Stoß zischt nach dem Herzen des Arglosen.

„Bis hierher!“ ruft der Herr in seinem Grimme, „und nicht weiter!“ Die göttliche Vorsehung breitet schützend ihre Fittige über den Schuldlosen. Von innerer Ahnung getrieben, macht der Bedrohte im Momente der höchsten Gefahr eine Halbwendung und das mörderische Eisen durchbohrt nur seinen Arm. Wild fluchend zuckt der Meuchelmörder zum zweiten

Male auf. Zu spät: ein langer, heller Lichtstreifen blitzt durch das Dunkel, ein scharfer Büchsenknall dröhnt durch die lautlose Stille und der Bösewicht sinkt schwer getroffen zu Boden. Das Alles ist das Werk eines Augenblicks.

Von allen Seiten stürzen bei dem Schusse der Schildwache bewaffnete Krieger herbei. Die einen umringen schützend wie eine eherne Kette ihren verwundeten Hauptmann, andere werfen sich wüthend auf Francesco, der ihnen schäumend und fluchend mit letzter Kraftanstrengung seinen Dolch entgegenschleudert und dann zurücksinkt.

„Laßt ab, Leute!" ruft der Hauptmann dazwischen, „zermalmt den Burschen nicht! Die gerechte Strafe wird ihn schon finden. Laßt ihn nur nicht auskommen!"

„Zu spät, Herr Hauptmann," fällt ein alter Feldwebel ein, „der braucht kein Hütens mehr. Die Kugel hat dem Henker und dem Galgen eine Mühe erspart. Es ist unbegreiflich, wie der Himmel einen solchen Hund solch' einen ehrlichen Tod mag sterben lassen. Vorwärts, Kameraden, schafft den Kerl in die Wachtstube! Einer lauft nach dem Feldprediger, daß er wenigstens die arme Seele spedirt, der Feldscherer ist so wie so überflüssig."

Es war gräßlich, bei und nach dem Transporte das Röcheln und Stöhnen des Verwundeten zu hören, noch gräßlicher aber die ununterbrochenen Flüche und dumpfen Verwünschungen, welche die schäumenden Lippen des Sterbenden ausstießen. Selbst die abgehärtetsten Krieger, die den Tod schon in jeder Gestalt seine Opfer mähen sahen, wandten sich schaudernd von dem Elenden. Alle freuten sich, wie von einem bösen Geiste

erlöst, und beugten demüthig die Kniee, als der Feldprediger mit der heiligen Wegzehrung eintrat und mit dem Zeichen des Kreuzes nach der Stätte des Jammers schritt. Zu spät: der letzte Fluch war entflohen und der Priester fand nur eine entstellte — Leiche.

VI.

Wie die Saat, so die Ernte.

„Gar flott
Mit Spott
Verneint er Gott,
Der diese schöne Welt erschuf;
Nur nein
Und nein,
Und aber nein
Ist seines Mundes steter Ruf."
J. Schanz.

„Herrlich, ganz originell!" rief seelenvergnügt Meister Binder seinem Hausherrn entgegen, der gerade aus den Federn kam, und wischte sich in aller Frühe die hellen Schweißtropfen von der Stirne. „He, Onkelchen, wer hätte je gedacht, daß dieser Schuppen noch eine Bet — — brr! — beinahe hätt' ich mich versprochen — eine Bockhalle würde? Siehst Du, so ändern sich die Zeiten."

„Ei, ei! Alles schon in schönster Ordnung," gähnte Hubert und rieb sich verwundert die Augen. „Alles gut, ganz praktisch gestellt, Tisch' und Stühl' und Bänke. Da kann sich ein tüchtiger Rummel Leute hersetzen, wenn's nur langt."

„Seht mir doch die Schlafkappe! Wer sich nicht setzen kann, muß halt vom Stehrecht Gebrauch machen. In den Kirchen müssen auch gar Viele stehen, und wo man mit Bockgläsern zusammenläutet, da fehlen die andächtigen Beter nie. Der Bock ist gar ein berühmter Mann und überdieß ein gut altbayerisch Kind. Das sollen ja die Besten sein."

„Wir sind doch merkwürdig speculative Köpfe," meinte Hubert, ohne sich auf die Witzeleien des Malers einzulassen, während er mit den Händen auf seinem Leibe trommelte und die getroffene Einrichtung musterte. „Merkwürdig speculativ, sage ich. Die Politik geht nicht mehr, denn die Leute kühlen sich allmählig ab. Keine Verlegenheit! — Bumps! — da haben wir ein neues Metier. Wir hängen die Politik an den Nagel und den Mantel nach dem Wind und — bräuen Bock. Das gibt ein probates Mittel. Die Köpfe werden wieder warm, es wird gegessen und geraucht, gesungen, spektakulirt und gejubelt, g e s p i e l t und g e t r u n k e n — ein listiger Blick streifte nach dem Associé — bis in die tiefe Nacht hinein und die Herren Speculanten wachen nicht umsonst."

„Gut calculirt, alte, verrostete Philisterseele; sieht Dir ganz gleich! Beim rechten Lichte übrigens betrachtet und unter gewissen Modificationen hast Du Recht. Ich will Dir vollends darauf helfen. Man treibt seine Politik, geistig und materiell, schön im Stillen fort und hält sich an das elfte Gebot. Der Bock muß unser Deckmantel, unser Friedensopfer werden. Er wird manchen unserer Gegner hereinziehen und in unserem Namen mit etwelchen Rippenstößen bedienen. Und wenn alle zusammengestoßen sind, soll er segnend seine Hörner über die

Geblendeten ausbreiten und die genarrte Menschheit nach Kräften äffen."

„Das überlasse ich Dir," entschied Hubert; „Du bist der Spiritus, ich das Gewässer. Aber die Hauptsache, denk' ich, hast Du vergessen. Malst Du denn kein Bild dazu wie in München? Das würde den Eindruck um Vieles erhöhen."

„Nur Geduld! — kommt schon; — sorge nur erst für ein ordentliches Frühstück. Mein Magen knurrt wie ein Pinscher, der hinter dem Postwagen herrennt."

Hubert ging, kam aber schon nach wenigen Augenblicken wieder zurück. Die hohe Bockfreude war aus seinem Gesichte gewichen, wenn auch ein Erblassen vor lauter Purpur nicht möglich schien. Er plauderte eifrig mit sich selbst und focht mit den Händen in der Luft. „Denke Dir nur, Binder," rief er schon von Weitem, „Hanne ist auf die Polizei beschieden!"

„Wer sagt das?" —

„Ich selbst. So eben war ein Polizeidiener da und sie mußte die Vorladung persönlich unterschreiben. Um zehn Uhr präcis soll sie erscheinen."

„Warum denn?"

„Warum? — das wollte ich von Dir wissen, das ist eben der kritische Punkt."

„Hm!" meinte Binder, schob verlegen und unruhig sein Birett von einem Ohr zum andern und überlegte sich lange und bedächtig die Sache. „Ich denke immer, Johanna hat sich irgendwo verplaudert. Man kennt sie ja kaum mehr. Sie ist die Hälfte nicht mehr von dem Weibe, das sie sonst vorstellte."

„Daran bist Du Schuld, superkluger Salomo," versetzte

ärgerlich Hubert, „mußtest Du sie förmlich einer Betschwester in's Haus schicken und auf den Hals hetzen, um Wunder zu untersuchen? Da datirt sich's her!"

„Das konnte ich doch wirklich nicht voraus ahnen," vertheidigte sich unwillig Binder, „ich hätte unserer Johanna nie eine solche Schwäche und Bornirtheit zugetraut. O, ich weiß recht wohl, daß sie im Herzen Stein und Bein auf diese lächerliche Metzgergeschichte schwört, fast jeden Tag zu dieser vermaledeiten Betschwester schleicht, heimlich in ihrem Zimmer allerlei pfäffisches Geschreibsel verschluckt, von einer Kirche zur andern zieht und ..."

„Daran läge gar nichts," fiel Hubert ein, „aber meine Wirthschaft? — Da liegt der Kapitalfehler. Sie bedient wohl die Gäste noch am Tage, aber wie? — kalt und steif. Nachts aber bringe ich sie nicht mehr herunter zum Singen und Spielen und wenn ich mich auf den Kopf stelle."

„Das wollte ich doch sehen," rief aufbrausend Meister Binder. „Wofür bist Du denn Vater? Mache von Deinem Rechte Gebrauch!"

„Halt, Freundchen!" verneinte mit Wort und Hand Onkel Hubert. „Hier liegt eben der Haas im Pfeffer. Hanna hat sich Deine Lehren über Selbstdenken, Selbsturtheil und Selbständigkeit der Jugend, zu deutsch: Eigensinn, viel zu gut gemerkt, und ein alter Baum läßt sich nicht mehr biegen. Ich bin ein geschlagener Mann. Die Unterhaltung fehlt, Gast um Gast bleibt aus und die Wirthschaft steht still trotz aller Reden und Reformen. — Wenn nur erst diese Polizeigeschichte vorüber wäre!" fuhr der Gastwirth nach einiger Zeit mit einem tiefen Seufzer fort. „Da läßt sich allerlei verfängliches Zeug

fragen und gar dieser neue Polizelcommissär! Ich will nur hinein und Hanne ein wenig unterrichten, was sie sagen soll."

„Dann plaudert sie gewiß dummes Zeug," brummte Binder vor sich hin und machte sich mit leerem Magen an sein Bockgemälde. Der Appetit war ihm vergangen.

„Ohne jegliche Vorahnung auf Polizei beschieden zu werden, ist und bleibt selbst für den Unbefangensten eine ängstliche, unheimliche Geschichte. Es ist ein Alpdrücken am hellen Tage, das besonders in unruhigen Zeiten um so beklemmender seinen bösen Zauber ausübt. Warum wirst du berufen? wirft sich sofort die Frage auf und bleibt sofort unbeantwortet. Vielleicht eine Kleinigkeit, eine unbedeutende Anfrage, tröstet die leichtfertige Hoffnung und man ist gern geneigt, daran zu glauben. Da schlüpft aber ein loser Schelm, des Zweifels Bruder, aus seinem Schlupfwinkel und streut mit boshafter Hand taube Fruchtkörner in den gelockerten Boden der Phantasie. Schnell wie jedes Unkraut sproßt die Saat empor. Allerlei Nebelbilder und Spuckgeschichten von heimlichen Angebereien, malitiösen Denunciationen und politischen Umtrieben umschwärmen in wilden Reigen den ruhelosen Geist und spannen die Neugierde auf die Folter. Zu warten, bis die bestimmte Stunde einen Lichtstrahl auf das mysteriöse Dunkel wirft, wäre härter als Holz machen und Chausseesteine klopfen. Nein, wir beobachten lieber jeden Polizeimann, der uns begegnet und eben so wenig weiß, wie wir selbst, und fixiren genau an ihm jede Miene, jede Bewegung, jeden Blick, ob nicht ein Vorzeichen sich daraus gestalten läßt. Alles umsonst! Nothgedrungen müssen wir endlich zu einem alten, oft bewährten

Universalmittel greifen, das niemals fehl schlägt. Es heißt — Geduld.

Noch verhängnißvoller und folgenschwerer stellt sich eine solche Berufung für Frauenzimmer aus den besseren Ständen heraus. Wehe dann, wenn schlimme Thaten die Unruhe des Herzens rechtfertigen. Das eigene Bewußtsein setzt sich zu Gericht, der oberste Staatsanwalt, das Gewissen, entwickelt Punkt für Punkt seine Anklage, da und dort tauchen die verhaßten, längst gefürchteten Gesichter der Zeugen auf und die geheimen Gensd'armen und Angeber rennen geschäftig hin und her. Die inneren Geschwornen sprechen unerbittlich Recht, und Wehe! — kein Vertheidiger will sich zeigen. Dringt erst eine solche Vorladung und Anklage — was nicht leicht zu vermeiden — in die Oeffentlichkeit, so eilt sie wie ein Lauffeuer durch die Nachbarschaft. Neid und Eifersucht, was seither allein die Nachbarinnen kannten, gehen sofort in Geringschätzung und Spott, Hohn und Verachtung über. Das blinkende, glitzernde Haus des Ansehens, aufgebaut durch Einfluß und Vermögen, Schönheit und Bildung, Geld, Schmuck und Kleiderpracht, sinkt prasselnd mit einem Schlage unter dem Gelächter der Umwohner zusammen. Dampfende Schutthaufen und wirbelnde Staubwolken bezeichnen die Stätte, als Grenzstein zwischen einer flatterhaften Vergangenheit und einer leeren, trostlosen Zukunft.

Jahanna glaubte sich unbemerkt, als sie gegen zehn Uhr bangen Herzens ihre Behausung verließ und auf Nebenwegen nach der Polizei eilte. Sie, der sonst kein öffentlicher Platz, keine Straße zu breit, keine zu belebt war, suchte heute die Seitengäßchen auf; sie, deren freier Blick sonst jeden gesucht

und gemessen, die mit jedem gelacht und geschäckert hatte, war heute licht- und leutscheu und wünschte die Begegnenden weit, weit weg in das Land der Kaffern und Hottentotten. Sie ahnte sicherlich nicht, daß die neugierige Nachbarschaft ihren ungebetenen Besuch am Morgen bemerkt, und die spätere Aufregung im Hause und ihren nunmehrigen Ausgang damit in Verbindung gebracht hatte. Sie dachte wohl nicht daran, daß eine Schusterin, um ja sämmtlichen „Kaffeeschwestern" recht gewisse Botschaft bringen zu können, sich die heimliche Freude machte, in einiger Entfernung ihren Lehrjungen als Spion nachzuschicken. Diesem schloßen sich bald andere Collegen an, welche aus allen Ecken und Winkeln, als seien sie bestellt, herbeieilten. Freuen wir uns mit der Armen, daß sie von diesem Gefolge nichts merkte! — war sie ja ohnehin genug gebeugt. Auf der bleichen Stirne hatten sich Zweifel, bange Furcht und Scham wie böse, verhängnißvolle Träume gelagert und zwei trübe, verweinte Augen standen als unschlüssige Traumdeuter dabei. Gern wäre sie — wenn auch nur zum Schein — heiter und gefaßt die hohen Rathhausstufen hinaufgestiegen, wenn diese nicht wie gewankt und durch dieses Wanken über Herz und Körper ein unbezwingbares Zittern ausgegossen hätten.

Auf eine halblaute Anfrage bei der Wache wurde der Vorgeladenen kurz eine Nummer bedeutet, und nach wenigen Augenblicken stand sie vor dem neuen, gefürchteten Polizeicommissär. Die Regierung hatte ihn eigends abgesandt, um Ruhe und Ordnung in der Stadt wieder herzustellen. Es war ein kleiner Mann und konnte kaum über die schweren Aktenbündel wegsehen, welche ringsum aufgethürmt lagen. Wenige lichte Haare

deckten den kahlen Scheitel und deuteten die Stelle an, wo mehrere gestanden haben mochten. Die Haut war straff über die hohe Stirne gespannt und ein paar kleine, blitzende Augen bargen sich hinter bläulichgrünen Brillengläsern. In demselben Augenblick, wo Johanna zu der einen Thür eintrat, wurden ein paar unfreiwillige Morgenbesuche — gerade keine Staatsvisiten — zur andern Thüre hinaus expedirt.

Der Commissär wandte sich nach dem neuen Ankömmling, nahm eine Priese, schob ein wenig die große Messingbrille in die Höhe, als hemme sie des Auges Lichtstrahl, und deutete mit einem Winke, der unbedingten Gehorsam zu erheischen schien, nach dem nächsten Sitze. Nach den üblichen Vorfragen über Vor- und Zuname, Stand, Religion und Wohnort, brachte er ein Packet Briefe aus einem Fache hervor, breitete einige derselben auf dem Tische aus und setzte sein Examen fort: „Sie sind Wittwe?“ — „Ja.“ — „Wie lang?“ Johanna zauderte verlegen. „Seit mich mein Mann verließ.“

„Gut, sehr gut!“ schmunzelte der Kleine, nahm eine frische Prise und warf einen stechenden Blick über die großen, wieder zurückgesunkenen Brillenscheiben nach der Sprecherin. „Sehr gut, wirklich.“ — „Nun,“ meinte er nach kurzer Pause, „ich will Ihnen aus dem Traume helfen. Sie waren seither nur eine Pseudowittwe, jetzt — sind Sie es wirklich. Ihr Gatte fiel unter sehr gravirenden Umständen durch die Kugel eines Oesterreichers und zählt nicht mehr zu den Lebendigen.“

Ein eisigkalter Schauer zog bei diesen Worten durch das Herz der jungen Frau. Sie preßte beide Hände gegen die

Brust, als könne sie so den stechenden Schmerz dämpfen. Francesco's jugendliche, kräftige Gestalt tauchte in ihrer Seele auf und im Hintergrunde schwebte, wie ein träumender, scheidender Bote der Gedanke, wie leicht sie hätten glücklich werden können.

Der Polizeicommissär theilte ihr nun aus den Correspondenzen der österreichischen Behörden die Einzelheiten mit, die wir bereits oben erzählt.

„Und mit all diesen politischen Umtrieben" — fuhr er fort — „ist eng verbunden ein gewisser Maler Binder, der in Ihrem Hause wohnen soll. Dieser Mann scheint ein böser Dämon für Viele zu sein, und darunter nenne ich besonders Ihren Vater. Wir wollen ihn unschädlich machen. Er soll eine Zeit lang freie Kost und Wohnung bei uns erhalten."

„Sie beurtheilen Herrn Binder zu streng," entschuldigte erschrocken Johanna, „er mag wohl abweichende politische Ansichten ...."

„Nein, nein!" fiel ihr hitzig der Polizeicommissär in's Wort, „ich beurtheile ihn nicht zu streng. Seine Politik ist am Ende noch das Beste an ihm. Hier liegen Beweise, daß er ein Schwindler, ein Diebshehler und falscher Spieler von Profession, ein durch und durch schlechtes Subjekt ist."

„Unmöglich, Herr Commissär," versicherte Johanna. „Sie thun diesem Manne sicherlich Unrecht; er war mein Lehrer und Erzieher."

„Desto schlimmer! — Auch Ihren Gatten hat er noch in der Neuzeit und aus weiter Ferne zu mancher schweren That verleitet und angestachelt. Sie wissen vielleicht nicht, daß Binder

bis auf die letzten Tage in lebhaftem Briefwechsel mit demselben stand?"

„Nein, unmöglich!" rief Johanna, „da muß ein Irrthum, eine Verwechslung der Person obwalten. Binder hat stets von meinem Manne, seit er mich so treulos verließ, nur in den härtesten Ausdrücken gesprochen, so daß es mich oft schwer verletzte; er hat denselben vielleicht huntertmal verflucht und verwünscht. Das ist unglaublich, rein unmöglich!"

„Wie? — Sie setzen Zweifel in meine Worte? — Gut, so will ich Ihnen noch eine ganz andere Frage vorlegen und sehen, was Sie dann antworten. Glauben Sie denn" — fuhr der kleine Mann mit erhöhter Stimme fort, indem er abermals eine Prise nahm, sich erhob und einige Briefe als sprechende Zeugen seiner Worte drohend in die Höhe hielt — „glauben Sie denn, daß dieser Binder Ihren nachmaligen Gatten schon vor der Verlobung als einen leichten Gesellen — um mich gelinde auszudrücken — kannte, daß dieser vermeintliche Hausfreund die ganze Heirathsgeschichte plan- und complottmäßig einleitete, dirigirte, zu Ende führte und dafür bezahlt wurde, mit einem Worte, daß dieser famose Erzieher Sie, seine Schülerin, die Tochter seines Busenfreundes, an den Fremdling förmlich verkaufte und seinen Blutlohn dafür in mehreren Raten und im Betrage von nahezu tausend Gulden empfing? Glauben Sie das? — — Hier steht es schwarz auf weiß, — überzeugen Sie Sich!" — —

Johanna wurde nicht ohnmächtig, wie solches bei feinen Damen üblich ist; aber das tobende, kochende Blut drängte sich gewaltsam zum Herzen und schnürte ihr wie mit eisernen Banden

die Brust zusammen; ihre Gestalt beugte sich und zitterte wie eine junge Eiche, deren Mark die Achse mit kräftigen Schlägen durchschneidet. Sie erhob sich unsicher, stützte beide Hände auf den Tisch, heftete starr die weit geöffneten, regungslosen Augen auf den Unglücksboten und preßte mühsam die Worte hervor: „Ueberzeugung — Herr! — Ueberzeugung, — dann ist Alles vorbei!" —

Und sie ward ihr im reichlichsten Maße. — — —

Während dieses Vorganges arbeitete Meister Binder emsig und lautlos fort und suchte sich durch rasches Pinseln die Grillen zu vertreiben. Grillen? — Ja, denke Dir, freundlicher Leser, der große Mann, der politische Erlöser und religiöse Restaurateur hatte — Grillen, und die wollten nicht wenden und nicht weichen. Der neugebackene Polizeicommissär, dieser personificirte Rückschritt, rumorte wie ein Gespenst in seiner Gedankenkammer herum und wollte sich nicht bannen lassen. Allerlei Winke, welche er in jüngster Zeit von früheren Gesinnungsgenossen erhalten, die längst um des lieben Brodes oder Amtes willen die Retirade wieder angetreten, tanzten und spuckten wie Irrlichter vor seinen Augen. Selbst in dem Benehmen seiner treuesten Anhänger witterte er auf einmal Verdacht und Verrath. Er hielt die Söhne seines eigenen Geistes, die Schüler seiner eigenen Schule, die Träger seiner eigenen Ideen, die Helfershelfer und Retter der gesunkenen menschlichen Gesellschaft — für Spione und Verräther! Dazu benahm sich sein Gewissen so ganz tölpelhaft und taktlos, daß es ihn mit Ungestümm an allerlei vollbrachte Thaten erinnerte. So stand der

Held, innen und außen von dunkeln Zweifeln umringt. Kein Wunder, wenn ihm die Luft etwas zu schwül wurde.

„Geduld, nur Geduld, Herr Commissär! — bis du kommst" — plaudert Binder halb laut vor sich hin — „ist der Vogel ausgeflogen. Ja, Männeken, mußt schon früher aufstehen, wenn du einen alten Fuchsen fangen willst. Nur Geduld! — Heute Mittag geht Herr Binder spazieren — spazieren, sage ich, ganz ruhig, wonniglich und minniglich zum Thore hinaus und — kehrt nie wieder. Auf der nächsten Station gibt's Pferde und Wägen und dann Adieu, Krähwinkel! — Der wird schauen, wenn er's Nest leer findet."

Der Künstler tritt nach diesen Worten einige Schritte von der Arbeit zurück, kreuzt die Arme und betrachtet wohlgefällig das Gebilde seiner Hände. Ein teuflisches Lächeln umspielt seine Lippen: er sieht ja den treuen Abdruck seiner Seele. Aufrecht steht ein Gaisbock, in Lebensgröße an die Wand gezeichnet; man sieht jedoch nur den Kopf mit langem Barte, die Füße und den Schweif. Der eine Vorderfuß präsentirt hoch ein gefülltes Bockglas, der andere hält — einen Rosenkranz. Die übrigen Theile deckt in weiten Falten eine — Mönchskutte. —

„So, Spießbürger! — Das soll Euer Andenken sein — ein neuer Heiliger! Ha, die Wuth möcht' ich sehen, wenn sie heute Abend auf Hubert's Rath in dulci jubilo das Bild entschleiern! Das Tosen und Schimpfen, wenn der erste Anprall vorbei ist! Verflucht und verwünscht nur den Meister: — sein Hohngelächter soll Euch als Echo aus weiter Ferne antworten. Hängt, siedet und bratet ihn, wenn er fort ist,

hab' nichts dagegen. Onkelchen, Onkelchen! richte nur einstweilen deinen breiten Rücken her; dem werden wohl in der ersten Hitze die Püffe und Schläge blühen, die mir gegolten hätten. Schadet nichts! So bekommst du ein D'randenken aus Dankbarkeit. Prost der Mahlzeit! —

Habt Ihr geglaubt," fuhr der Redselige nach kurzer Pause in seinem Selbstgespräche fort, „habt Ihr geglaubt, der Papst könne allein Heilige machen? O nein! — das kann ich auch. Dem Jungen fehlt nichts als ein „Heiligenschein" um die Hörner, — ein paar gelbe Pinselstriche und die Heiligsprechung ist fix und fertig. Dann stell' ich meinen lieben Gläubigern einen Wechsel auf die Ewigkeit aus und empfehle mich französisch. Nur erst die paar Striche noch!" —

Der Meister stellt sich in Positur, taucht seinen Pinsel in die Farben und streckt den Arm aus, um — — —

Eine schwere Hand legt sich in diesem Momente auf seine Schulter und bleibt darauf haften. Er blickt um, — läßt Pinsel, Palette und selbst die Cigarre aus dem Munde auf den Boden fallen und weicht, wie von einer Natter gestochen, todtenbleich vor Schrecken bis an die Wand zurück. Kein strafender Engel, sondern ein Rottmeister steht vor ihm, ohne Schein, in Lebensgröße.

„Sie sind verhaftet!" —

„Wer? ich? — wa-a-rum?" — fragt stotternd und kleinlaut der Ueberraschte. „Haben Sie einen Verhaftbefehl?"

„Hier ist er. Hätte ich aber keinen, so wäre dieses Bild schon Grund genug, mich Ihrer zu versichern. Machen Sie keine Weiterungen!"

„Gut!" entgegnet Binder, als er seine Fassung wieder etwas errungen, halb barsch, halb stolz und überlegend. „Ich werde folgen. Mütze und Flaus auf meinem Zimmer zu holen, wird wohl erlaubt sein?"

„Nach Belieben. Ich habe bereits einen Mann dahin beordert, der Ihnen das Nöthige aushändigen wird."

Binder verläßt die Halle und schreitet erst langsam, dann schneller und immer schneller auf das Haus zu. Plötzlich macht er, kaum sechs Schritte davon entfernt, eine Wendung nach Rechts und springt mit gewaltigen Sätzen auf die Hinterthüre zu, die zum Brauhaus, in den Garten und von da durch oder über die Mauer in's Freie führt. Die Thür ist verschlossen. Ein mächtiger, dröhnender Fußtritt — die Thür springt auf — er stürzt in die Arme — zweier Polizeidiener, die ihn besorgt umfangen und jedes weitere Entkommen verhindern. Fluchen, Toben, nutzlose Gegenwehr auf der einen, schallendes Gelächter über die mißlungene List auf der andern Seite.

Johanna kommt in diesem Augenblicke zurück. Ein Blick und das Ganze ist ihr klar. Sie sieht ihren Lehrer und Erzieher im Alltagsgewand und mit entblößtem Haupte unter dem Zulauf der Nachbarn — groß und klein — nach dem Gefängnisse führen: — sie hat keine Thräne des Mitleids für ihn. —

Johanna suchte sofort nach ihrem Vater, um demselben durch eine kurze Erklärung jeden unnützen Kummer um Binder zu ersparen. Sie fragte ihre Mutter, die weinend und jammernd ab- und zurannte, den Gästen Wein statt Bier, Bier statt Wein vorsetzte, die leeren Gläser vertauschte oder mit einem trüben Trunke

aus dem „Schwenkzüberchen" zurückkehrte. Ein düsterer, verwirrter Blick, ein Kopfschütteln war die ganze Antwort. Johanna fragte die Brauknechte und Schenkmädchen — Niemand wollte den Vater bei dem Auftritte bemerkt haben; sie rief, sie läutete — und wartete vergebens auf Antwort. Stunde um Stunde verstrich, — der Vater erschien nicht. Besorgt schickte man in die Nachbarschaft — nirgends war der Vermißte gesehen oder gehört worden. Voll böser Ahnungen durchsuchte nun die Geängstigte das ganze Haus. Sie ließ kein Zimmer, keinen Behälter, keinen Winkel unberührt von der Dachlucke bis zum Keller. Und als ihre Mühe kein Erfolg krönte, ward selbst Hofraum, Garten, Scheuer und zuletzt das Brauhaus durchstöbert. In diesem blieb wieder keine Bütte, kein Faß, kein Kessel verschont. Mißmuthig wirft sie von der letzten Kufe, die im äußersten Ecke steht und gewöhnlich als „Strohbütte" zum Aufbewahren der Spreu dient, die Bretter herunter, welche sie decken. Erschrocken fährt sie zurück. Aus der Oeffnung des Fasses starren ihr plötzlich zwei große, gläserne Augen und ein blasses Haupt entgegen. Langsam und zitternd erhebt sich eine Gestalt aus dem nesselnden, prasselnden Stroh, und ruft mit gefalteten Händen und bebender Stimme: „Du bist's, Hanne? — Herr Gott! — meinen Schrecken! — Sind sie fort?" —

Wer will es Johanna verargen, wenn sie trotz Kummer und Noth bei diesem Anblicke fast laut auflachte? Es kostete ihr ein gut Stück Mühe, den Vater zu überzeugen, daß die Gefahr vorüber, daß es wieder ruhig sei, und ihn zur Rückkehr in seine Wirthschaft zu bewegen.

Dort wartete eine neue Tortur auf Onkel Hubert. Er mußte sich wohl oder übel in den „Sorgenstuhl“ setzen, der heute zum erstenmal seinem Namen Ehre machte, und seine Tochter anhören. Ei, wie klang das so schwer, so schlimm und düster! Da lautete ja jedes Wort wie ein Vorwurf, jeder Satz wie eine Anklage! Jede Silbe war ein neuer Pinselstrich zu dem bunten Gemälde elterlicher Schuld und Thorheit. Hubert schüttelte mehr als einmal wie ungläubig das Haupt und doch durfte er seinem Kinde den Glauben nicht versagen! Was sollte er thun? — Er sagte nicht ja, nicht nein; er vertheidigte, er verurtheilte nicht; er lachte nicht, er weinte nicht. Selbst die betrogene, geopferte Tochter fühlte Mitleid mit dem Armen, als sie geendet und ihn so rathlos sah. Wie gern hätte sie getröstet! — aber womit? — Sollte sie den Vater an die Heiligen Gottes, an die Mutter des Herrn, sollte sie ihn an seinen Schutzengel als treuen Beschützer erinnern? Er hatte stets alles Heilige verlacht und verspottet. Sollte sie ihm das Gebet, des Trostes sprudelnde, klare Quelle in jeder Bedrängniß, empfehlen? Er hatte das Vaterunser, das Ave Maria längst vergessen und seinen Rosenkranz dem Herrn Stadtpfarrer mit einem Fluche vor die Füße geworfen. Sollte sie ihn auf Gott, den Allerbarmer und Helfer in jeder Noth, vertrösten? Er hatte den Herrn seit mehr als dreißig Jahren hint' angesetzt, verläumdet und verhöhnt. — Johanna floh auf ihr Kämmerlein, um dort, wie so oft in den letzten Wochen, in Thränen und im Gebete Stärke und Hülfe zu suchen.

Auch Onkel Hubert suchte Trost. Er fühlte keinen Muth in sich, die Scham, die Reue und den nagenden Wurm des

Gewissens mit Ruhe zu ertragen. Ein altes Mittel, das so oft geholfen, mußte herhalten: der Wein. Warum sollte er auch heute nicht trösten und helfen? Frisch auf, alter Geselle, du birgst den Rebensaft in deinem Keller! Sein Geist beut im Glücke Lust und Wonne, im Unglücke Betäubung und Vergessenheit. Und Hubert trank und trank und trank, bis er vom Stuhle zu sinken drohte und mitleidige Hände ihn auf sein Zimmer brachten. — —

Schweigend saßen am andern Morgen Mutter und Tochter in dem großen Wirthszimmer. Ihr stilles, trübes Wesen paßte gar nicht zu dem heitern Morgen draußen, dem Blüthenduft, Vögelsang und Bienengesumm. Die Sonnenstrahlen drangen munter zu den Fenstern herein und spielten in langen Goldstreifen auf den Dielen oder hüpften wie lose Knaben vom Boden an die Wand, von der Wand an die Decke und wieder zurück. Freilich stach dieses sehr ab von den tiefen Seufzern, die sich von Zeit zu Zeit vernehmen ließen.

„Das war ein harter Tag, Johanna,“ unterbrach endlich die Mutter das Schweigen, „ich weiß noch immer nicht, wo mir der Kopf steht. Für uns sind die guten Stunden vorbei.“

„Nein, Mutter, nein! Wenn wir jetzt noch in die rechte Bahn einlenken und auf Gott vertrauen, so — —“

Eine abwehrende Handbewegung ihrer Mutter unterbrach sie. Das war freilich ein schlimmer Artikel, dieses Gottvertrauen! „Nein, Hanne, wir kommen zu spät. Die Suppe ist versalzen und verschüttet. Du wirst sehen, wir sind noch

nicht am Ende. Wo nur der Vater bleibt? Wir warten schon über eine Stunde. Mir ahnt! — mir ahnt!" — und zitternd streckte die alte Frau beide Hände vor sich, als wollte sie ein nahendes Unglück abwehren.

„Ach, Mutter, ich wollte Dich nur nicht ängstigen. Es geht mir um kein Haar besser. Eine unsichtbare Macht drängt und treibt mich schon diesen ganzen Morgen, und doch weiß ich keinen Rath. Es ist mir beständig, als zögen Hunderte an meinem Kleide und doch —"

„Fehlt Dir, wie mir, der Muth zum Nachsehen," ergänzte die Mutter mit Thränen im Auge. „Komm, laß uns zusammen gehen! Trifft uns ein neuer Schrecken, so werden wir ihn vereint leichter überstehen."

Die beiden Frauen stiegen in den oberen Stock hinauf und öffneten verzagt die Thüre zum Schlafgemache des Vaters. O, wie freuten sich beide, als sie bei ihrem Eintritte Alles in der gewohnten Ordnung fanden! Voll Hoffnung sahen sie sich nach dem Siebenschläfer um. Er lag der Länge nach ausgestreckt und noch halb angekleidet auf dem Bette, dessen zerstreute und verkehrte Kissen allerdings von keinem ruhigen Schlummer erzählten. Er mußte wachen, denn die geöffneten Augen blickten starr nach der Zimmerdecke.

„Guten Morgen, Vater! Ausgeschlafen?" fragte freundlich Johanna. „Es ist Zeit. Steh' auf, sonst treibt Dich die Sonne aus dem Bette. Wir warten schon über eine Stunde mit dem Kaffee auf Dich und hätten uns beinahe recht geängstigt."

Kein Laut, keine Antwort, keine Bewegung! Jetzt wurden

die Frauen aufmerksam, traten besorgt näher und beugten sich über das Bett. Ihre schlimme Ahnung sollte nur zu sehr bestätigt werden.

Da lag der reiche, stolze Bürger, der gewohnt war, sich über Alles wegzusetzen, und glich, trotz des Fünkchens Leben, das noch in ihm glimmte, trotz des schwachen Athems, der noch mühsam seine Brust hob, eher einer Leiche, als einem Lebenden. Da lag der Freiheitsmann, des Bachus treuester Knecht, dessen Speisekammer sein Glauben, dessen Gläser und Flaschen seine Heiligen, dessen halbverdaute, socialistische Ideen seine Religion, dessen Geldbeutel und Gewinn sein Gott war, da lag er, steifer und hülfloser als ein entwurzelter Baum. Ein Schlagfluß hatte den Trunkenbold in der Nacht übereilt. Wer hätte in diesem regungslosen, gedunsenen Körper den reichen, prahlenden Wirth wieder erkannt? Sein Ohr lauschte — und hörte nicht; sein Auge blickte und starrte — und sah nicht; die Glieder bebten und zuckten – und konnten sich nicht von der Stelle rühren; der Gaumen, die Zunge arbeitete — und konnte nicht sprechen. Unnatürliche, widerliche Laute waren Alles, was sie hervorbrachten. Der starke Mann hatte lange gefrevelt und Gott hatte lange zugesehen. Aber eine Nacht, eine Stunde, eine Minute, ein Wink reichte hin, die gepriesene Kraft zu vernichten und ihn hülfloser niederzuwerfen als ein neugebornes Kind.

Johanna schickte sofort nach dem Arzte. Medizinalrath R., welcher in der Nähe wohnte, erschien. Wir kennen den Mann noch vom Meister Schütt her. Aber heute schien der alte Herr ganz absonderlich schlecht gelaunt. „Hm, hm! war vorauszusehen,“ brummte er ein über das andere Mal,

während er den Kranken untersuchte; „es ist nur zu wundern, daß ihm der Schlag das Lebensflämmchen nicht ausblies.“ Er traf die nöthigen Anordnungen, versprach bald wieder zu kommen und ging.

„Es wird doch keine Gefahr haben, Herr Doktor?“ fragte Johanna, während sie den Arzt hinaus begleitete.

„Je nachdem!“ meinte dieser achselzuckend. „Einem Andern würde ich rathen, sich mit Gott reisefertig zu machen; bei diesem ist mein Rath unnütz. Kommt er aber davon, so dürfen Sie unbedingt ein paar gute Krücken machen lassen, denn die eine Seite bleibt gelähmt, und hauptsächlich feste Schlösser an die Wein- und Bierfässer legen, sonst kommt der zweite Schlag und dann ist's Lied am Ende.“

So lautete der Bescheid.

VII.

Durch Kampf zum Frieden.

„Die ew'ge Weisheit zu ergründen,
O Mensch, vermagst du wahrlich nicht,
Doch will ich, spricht der Herr, entzünden
In deinem Geist ein and'res Licht.

Da sieh' — die Furcht des Herrn ist Weisheit,
Das Böse meiden ist Verstand.
Wohlan, erkämpf' die wahre Freiheit,
Die Krone winkt im Vaterland!"
(Nach Job von Haberl.)

Kehren wir noch einmal bei unsern alten Bekannten, den Schütt'schen Eheleuten ein, um zu sehen, wie sich da im Laufe der Zeiten die Dinge gestaltet. Die Meisterin hat schon längst das Krankenlager verlassen und seit einigen Wochen selbst den Stock bei Seite gestellt, womit sie sich im Anfange stützen und behelfen mußte. Ihr Beinbruch ist mit Gottes Hülfe wieder vollkommen hergestellt, und nicht einmal ein leichtes Hinken blieb ihr als Denkzettel an die gefährliche Verletzung. Den meisten Trost, die meiste Beruhigung gewährte ihr in diesen schweren Prüfungsstunden der Gedanke an das bittere

Leiden und Sterben unseres Herrn und Heilandes. Es gibt aber auch kein Vorbild, das den christlichen Dulder mehr ermuthigen und zur Ausdauer anspornen kann, als dieses, besonders wenn es von innigem Gottvertrauen gehoben, von der Gluth des Gebetes beseelt wird. Doch jetzt sind die harten Zeiten vorüber. Rüstig geht sie wieder ihren Geschäften nach und findet bei Allem eine treue, emsige Beihülfe in ihrer dankbaren Tochter, der sinnigen, gefühlvollen Sophia, die frischer und schöner als eine Rose erblühte. Wohl hatten die Stürme der Zeit tiefe, unauslöschliche Eindrücke in dem zarten Gemüthe des Mädchens hinterlassen, die bei der geringsten Berührung, bei dem leisesten Hauche schmerzvoll sich erneuten, und nur um so lebhafter die Sehnsucht nach einem stillen, abgeschiedenen Leben wach riefen; — aber Sophia kannte zu gut die Pflichten gegen ihre Eltern und harrte demnach geduldig und Gott ergeben auf die Erfüllung ihres einzigen und höchsten Wunsches, harrte geduldig, bis der Vater sich im Stande sehen würde, das gegebene Versprechen zu lösen.

Der Meister selbst war wo möglich gegen alle Fremden noch einsilbiger, noch wortkarger geworden, und hielt mit erneuter Liebe an seinem Sprichworte fest: „Laßt nichts Altes ab-, und nichts Neues aufkommen!" Wer will es auch dem schlichten Manne verargen, wenn er nach den gemachten Erfahrungen mit ängstlicher, fast eiserner Strenge auf die althergebrachte Sitte und Zucht im Handel und Wandel hielt? Dafür hatte er auf der andern Seite eine Thatkraft, eine Willensstärke, eine Entschiedenheit in seinem ganzen Wesen errungen, die nur den im Sturme der Zeit gereiften Mann zu

kennzeichnen pflegt. Heimlichthun zählte nicht zu seinen Fehlern. Wo es galt zu reden, äußerte er seine Ansicht ohne Scheu, ohne Rückhalt, es mochte gefallen oder nicht. Sein Hauptaugenmerk ruhte natürlich auf dem verfallenen Geschäfte. Das war sein Pol, der ihn magnetisch anzog. Unverdrossen und unablässig arbeitete der wackere Bürger mit seinen Gesellen — ohne Zweifel ein gefahrloses „Wühlen“ — und sah bald die frühere Blüthe seines Geschäftes in jungen, wuchernden Sprossen nur um so üppiger wieder emportreiben. Strenge Herrn regieren nicht lang. Die Wunden, welche ihm die verschollenen Freiheitsmänner geschlagen, vernarbten rasch. Die alten Kunden suchten allmählig den Laden wieder auf und selbst Viele, die im Taumel der Freiheit das Zahlen unterlassen hatten, besannen sich eines Bessern und lösten gegen Baar die verlorene Ehre und Achtung wieder ein. Manche, die um des lieben Brodes willen wiederrufen, sich beugen nnd kriechen mußten, mochten jetzt den glaubensstarken, willenskräftigen Meister beneiden, dessen Achtung bei Geistlich und Weltlich von Stunde zu Stunde stieg.

Es wird Niemand in Erstaunen setzen, wenn wir erzählen, daß ein häufiger und gern gesehener Gast bei den Metzgersleuten Hubert's Johanna war. Freilich lag ihren jetzigen Besuchen eine ganz andere Absicht zu Grunde, wie damals, wo sie in Binder's Sold stand und ihr Commissorium an dem ernsten, durch und durch religiösen Sinne der Meisterin so wortwörtlich scheiterte. Das Blättchen hatte sich gewendet. Stundenlang saßen jetzt die beiden Frauen in ernster Unterhaltung bei einander, und man merkte es dem flüsternden Geplauder

und den bedächtigen Mienen wohl an, daß da keine Alltags-, keine Stadtneuigkeiten verhandelt und weiter verbreitet wurden. Doch waren in letzterer Zeit Johanna's Besuche ziemlich selten geworden. Man schob die Schuld auf die Krankheit ihres Vaters, den sie wartete und pflegte, und sie selbst wußte, wenn sie manchmal auf kurze Zeit erschien, eine Menge Geschäfte vorzuschützen und that überhaupt ungemein wichtig und geheimnißvoll. Man rieth hinüber, man rieth herüber, was das Alles bedeuten möge. Niemand konnte es entziffern, und die Meisterin entschloß sich, die Sache persönlich zu ergründen. Die Neugierde der Frauen muß befriedigt werden und sollte die Bahn durch Dorn und Dickicht, über Schnee und Eis, durch Sümpfe und Moräste und selbst durch's Feuer führen. Sobald die Genesene ihren ersten Gang in die Kirche gethan, um dem Allmächtigen aus vollem Herzen für ihre glückliche Heilung zu danken, so galt der nächste ihrer neuen Freundin, ihrer zweiten geistigen Tochter, die sie durch überzeugenden Ernst gewonnen, mit treuer Hand auf die rechte Bahn geleitet und mit liebevollen, gläubigen Banden so wunderbar an sich gekettet hatte. Eitle Mühe! — Das Schild an der Brauerei war herabgenommen und trotz alles Läutens öffnete Niemand die Thüre. Die Wirthschaft schien geschlossen und das Haus wie ausgestorben. Die kluge Frau dachte nicht daran, daß dasselbe noch einen zweiten Eingang haben könne.

Um so willkommener war Johanna, als sie am nächsten Sonntage, sobald die letzten Töne der Vesper verklungen, in das Haus trat. Heute verdiente sie aber auch einen herzlichen Willkomm, denn noch niemals hatte sie eine so zufriedene, hold-

selige Miene, noch niemals einen so heitern, freundlichen Blick mitgebracht. Es war nicht jene gezwungene, gesuchte, erkünstelte Freude, welche sie sonst zur Schau getragen, welche die Welt mit ihrem lachenden, flimmernden Scheine täuschte und das unbefriedigte Herz grausam belog. Nein, es war eine herzinnige, tiefgeistige Freude, der Wiederstrahl einer klaren, ruhigen Seele, der mit rosigem Schimmer und blitzenden Strahlen durch's Auge dringt. Sie glich dem Wiesenbache, der von starken Regengüssen getrübt, brausend die dunkeln Wogen weiter rollt, um sich aus der Waldquelle, die sprudelnd aus dem grünen Laubdache hervordringt, mit klarer, frischer Fülle zu versehen.

„Wie geht's Deinem Vater, Johanna?" war die erste Frage der Meisterin.

„Gott sei Dank! — gut," entgegnete mit einem herzlichen Handdrucke die Eingetretene. „Alles geht gut, sage ich Euch — Alles. Heute sollt Ihr Neuigkeiten in Hülle und Fülle erfahren."

„Das wäre!" rief die Meisterin, rückte rasch einige Stühle zusammen und lud zum Sitzen ein.

„Mein Vater hat seit mehreren Tagen sein Bett verlassen und geht leidlich im Zimmer herum, wenn er sich auch nur mühsam und ungern an sein neues Gefährte, die Krücke, gewöhnt. Die rechte Seite wird wohl gelähmt bleiben, wie der Herr Medizinalrath meint, dem wir nächst Gott seine Wiederherstellung zu danken haben. Der hat aber auch noch einen andern Doktor für die Seele mitgebracht, einen tüchtigen Baumeister, wie mir scheint, und ich glaube, der wird bald

ein prächtiges Gebäude herstellen. Ein herrlicher Anfang ist schon gemacht."

„So schnell?" riefen beide Zuhörerinnen wie aus einem Munde, „das klingt ja ganz unglaublich."

„Durchaus nicht. Ueberlegt nur selbst: Der Schlag, welcher meinen Vater übereilte, kam so unerwartet, so überraschend und niederschmetternd, daß dessen Wirkung nur eine gleich rasche, eine gleich große sein konnte. Als ihm nach jenem Anfalle zum ersten Male das Bewußtsein wiederkehrte, sah er den tiefen Abgrund, an dem er schwebte, er sah das Tröpflein Oel, wovon sein Lebensdocht noch glimmte, und den dünnen Faden, an dem sein Dasein hing. Er bebte jäh zurück. Das Schicksal meines Mannes, die Gefangenschaft Binders, die Furcht vor dem Tode, die Vorwürfe des Gewissens standen mit all' ihren Schrecken vor seiner Seele und drückten jeden Scheingrund, jede Entschuldigung gewaltsam zu Boden. Gedanken der Ueberzeugung, der bittersten Reue tauchten auf und brachen sich bald in Worten Bahn. Ihr müßt nur bedenken, daß der Grund und Boden, daß die Pflanze von jung auf gut war; aber der Gärtner, der eigene Busenfreund, hatte sie absichtlich verschnitten, verpfropft und verkümmern lassen. Und wehe der Pflanze, die diesem Gärtner in die Hände fiel, wenn ihr Wurzelstock nicht ein durch und durch gesunder und nicht urkräftig im Boden der Ueberzeugung festgewurzelt war!"

„Und was ist aus dem gefürchteten Binder geworden?" fragte Sophia fast ängstig. „Sein Bild steht noch immer wie eine Schreckensgestalt vor meiner Seele. Ist sein Urtheil schon gefällt?"

„Leider ja! Abgesehen von seinem politischen Treiben, wurde er des Betrugs, des falschen Spieles und schwerer Fälschungen für schuldig erkannt und zu zehn Jahren Zuchthaus verurtheilt.“ Johanna schwieg.

„Gräßlich!“ hauchte Sophia hervor, „dieses Loos und ein solcher Mann!“

„So die That — so der Lohn!“ setzte die Meisterin ernst bei. „Gott sei ihm gnädig!“ —

„Nun weiter!“ hub Johanna nach langer Pause wieder an, indem sie sichtlich diese düsteren Bilder zu zerstreuen suchte. „Wir gerathen da auf ein trauriges Feld und ich habe noch so Mancherlei zu berichten. Also mein Vater folgt jetzt einem andern und bessern Lehrmeister, wie ich Euch erzählte. Die Früchte zeigen sich schon. Unlängst gebot er mir: „„Höre Tochter! wir müssen Alles zurückgeben, was unrechtmäßig erworben ist. Du besorgst mir dieses Geschäft. Verstehst Du? — Zurückerstatten! — und wenn kein Stein auf dem andern bleibt, und wenn ich in meinen alten Tagen hungern und darben müßte. Alles werde ich leider nicht wieder gut machen können. Manche, denen ich Unrecht gethan, sind gestorben, Andere verschollen oder von hier fortgezogen. Deßhalb habe ich mich auf eine andere Weise besonnen. Ich will ein recht gutes, Gott wohlgefälliges Werk stiften, um meine Schuld wenigstens so weit zu sühnen, als in meinen Kräften steht, und Du wirst mich hiebei mit Deinem Rathe unterstützen.““

„Gott im Himmel!“ rief die Meisterin und faltete vor Erstaunen die Hände, „einen solchen Entschluß! O, ich weiß, die Schwere dieser Worte zu erwägen. Ein Herz, das so am

Gelde klebte, wie das Deines Vaters, muß ja halb brechen, bevor es nur diese Worte ausspricht."

„Nicht allein ausgesprochen wurden diese Worte," versetzte mit leuchtendem Blicke Johanna, „sondern auch ausgeführt. Unser neuer Hausfreund stand mir in Allem getreulich zur Seite. Ein Jeder empfing, was ihm gebührte, und keiner erfuhr, woher es kam. Und doch bleiben uns noch der Garten, die Felder, das Haus und die Wirthschaft. Letztere werden in nächster Zeit verkauft, und dann siedeln wir in unser Gartenhaus vor dem Stadtthore über. Dort wollen wir in Ruhe und Frieden leben und bessern und sühnen, so lange uns Gott das Leben schenkt."

„Nicht möglich!" entgegnete zweifelnd die Meisterin, „es klingt ganz unglaublich. Du erzählst so außerordentliche Dinge, daß wir sie kaum fassen. Das wäre ja ein völliger Umsturz und doch sprichst Du so leicht und rasch davon, als bedeute das Alles gar nichs."

„Nur Geduld! es kommt noch mehr," versicherte die Sprecherin. „Auch ich habe zurückerstattet," fuhr sie mit gedämpfter Stimme fort, während sie die Augen zu Boden senkte und eine hohe Röthe ihre Wangen überflog, „auch ich habe Alles zurückerstattet und nach Kräften gesühnt. Ihr wißt, wie eine Wette mir den Weg zur Kirche zeigte und die Worte des Predigers über das Wesen der göttlichen Vorsehung mein Herz erschütterten und aus seinem Sündenschlafe emporrissen; Ihr wißt, welch' qualvolle Zweifel, welch' schwere Kämpfe mich Wochen lang heimsuchten, bis endlich derselbe Prediger Ueberzeugung und mit dieser den verlornen Glauben wieder in mein

Herz pflanzte; Ihr wißt, wie ich mühvoll mit Euerem Beistande das Versäumte nachholte, um mit Bewußtsein und in der That ein anderes Leben zu erfassen. Noch standen mir schwere Schritte bevor. Vater und Tochter mußten nämlich die gleiche Arznei nehmen: sühnen und entsagen. Mein geistlicher Lehrer sprach: „„So lange die Geschenke und Errungenschaften des Lasters die Umgebung bilden, ist eine ernstliche Umkehr unmöglich. Sie trüben und täuschen die Einsicht, verlocken den Willen und verscheuchen jeden guten Vorsatz. Fort damit — weit fort! Zurück mit ihnen zu ihren Eigenthümern und eine herzliche Bitte um Verzeihung dazu. Dann wird das Auge frei, das Herz leicht und das Fleisch gehorcht dem Gebote des Willens.““ — Mit Gottes Beistand vollführte ich auch dieses. Ich habe Kleider und Tücher, Gold und Silber, Schmuck und Geschmeide ihren Eigenthümern zurückgestellt und bat Alle von ganzem Herzen um Verzeihung. Selten kam mir ein freundliches Wort entgegen; um so reichlicher floßen Hohn, Spott und Verachtung. O, das waren harte, harte Stunden!“ — Das reumüthige Weib ließ sein Haupt sinken und deckte mit beiden Händen die thränenschweren Augen.

Bald ermannte sich Johanna unter dem beredten und liebevollen Zuspruch ihrer Freundinnen wieder. „Sie haben sich mit den Menschen ausgesöhnt,“ tröstete freundlich Sophia, „und jetzt ist auch die Versöhnung mit Gott ein Leichtes.“

„Du hast Recht, liebes Kind, und wir wollen nicht lange zögern.“ Mit diesen Worten trat die junge Frau an's Fenster, blickte die Straße entlang und fuhr dann freundlich fort:

„Jetzt soll Dir eine Freude erblühen! Komm, Sophia, und gib mir Deine Hände! Sieh, ich kenne Deinen einzigen und innigsten Wunsch. Er soll erfüllt werden. Ich rieth meinem Vater, an Dir zu sühnen, was er an mir verdorben, und er hat mir in Folge dessen erlaubt, Deine ganze Ausstattung zu besorgen.“

In diesem Augenblicke traten zwei Mägde mit zwei großen, schweren Waschkörben durch den Laden in das Zimmer, setzten die Last auf den Boden und entfernten sich wieder. „Siehst Du?“ rief Johanna, während sie lächelnd die Körbe abdeckte. Eine neue, prächtige Ausstattung blickte den Erstaunten entgegen. „Sieh, da findest Du Alles in reichlicher Fülle, was Du bedarfst: von den Kleidern bis zur Leibwäsche, von den Krägen bis zum Gebetbuche und von dem Rosenkranze bis zum Schleier. Und hier“ — setzte Johanna bei, indem sie der Ueberraschten eine Papierrolle in die Hand drückte — „sendet Dir mein Vater eine Urkunde, damit Du nicht als eine Arme über die Schwelle des Klosters treten und in dankbarer Erinnerung für ihn beten sollst!“ —

Sprach's und verließ rasch das Zimmer, bevor noch Mutter und Tochter ihre Freude fassen, bevor noch beide ein Wort des Dankes stammeln konnten. —

Ueber Sophien's einzigen und innigsten Wunsch sind wir wohl längst im Klaren. Sie harrte und hoffte still, so lange die Zeitumstände hemmend in den Weg traten, und erfüllte treu und gehorsam ihre Pflicht als Tochter. Voll Vertrauen erwartete sie Gottes Ruf, um dann zu gehorchen. Und dieser Ruf erschallte. In dem empfangenen Geschenke erkannte sie,

ihre Mutter und ihr Vater des Allmächtigen Wink. Noch einmal schritt sie zur ernsten, reiflichen Ueberlegung mit Gott, ihrem Beichtvater und ihren Eltern und dann zur Ausführung.

Tiefe, feierliche Andacht herrschte ringsum in der kleinen, freundlichen Kapelle zu A. Das Gebet des Priesters und der erhebende Gesang der Gläubigen wetteiferten in eigenthümlicher, ergreifender Wechselharmonie und drangen frisch und kräftig weit hinaus über Stadt und Land. Mächtig rauschten dazu von Zeit zu Zeit die Orgeltöne hernieder, als wollten sie den kleinen Chor sprengen und jubelnd zum Himmel empordringen. In duftenden Streifen und üppig gewundenen Bogen zog der Weihrauch empor, um das Gebet der andächtigen Gemeinde auf lichtblauen Wolken zum himmlischen Strahlenthrone empor zu tragen.

Im Chore knieten die frommen Schulschwestern und vereinigten ihr freudiges, tief inniges Gebet mit einer neuen Genossin und Schwester, die so eben von ihrem greisen Oberhirten das Ordenskleid empfangen. Es war — Sophia. Sie lag hingegossen am Fuße des Altares und erneuerte noch einmal tief im Herzen und mit gläubig frommem Sinne die heiligen Gelübde, welche sie so eben als Braut Jesu Christi abgelegt.

Es würde zu weit führen, die sinnvollen Ceremonien dieses heiligen Actes hier zu schildern, denen gewiß jeder unserer freundlichen Leser schon beigewohnt; es sei genug zu erwähnen, daß Alles würdevoll, schön und herzergreifend war. O, wie huldvoll schwebte nun vor ihren Augen das schneeweiße Lämmlein, das sie als Kind so gern getragen! Als Jungfrau ergab sie sich heute demselben mit Leib und Seele, ihr ganzes Reden

und Trachten, Denken und Handeln, ihr ganzes Sein und Werden. Der Herr hat Dein Gebet erhört, edles Mädchen! Dein höchster Wunsch ist nun erfüllt. So werde denn eine brave Nonne und hilf mit sorgsamer, kräftiger Hand eine neue Generation heranbilden, ein gesundes, kerniges Volk, stark in der Furcht Gottes und thätig im Dienste des Herrn! —

Auch noch andere Bekannte treffen wir da und die leuchtenden Blicke erzählen uns von ihrer heiligen Freude. So eben nahen sie dem Altare, um die hohe Feier dieses denkwürdigen Tages durch den Empfang des heiligen Abendmahles recht würdig mitzubegehen. Es sind die Pflegeeltern, Meister Schütt und seine Gattin, Johanna, deren Mutter und Vater. Letzterer stützt sich auf den kräftigen Arm des Meisters Schütt, denn seine Kraft ist gebrochen, und wir erkennen kaum mehr in der entstellten, gebeugten Gestalt den stolzen, prahlenden Gastgeber. Nur sein Auge blickt ruhig und ungetrübt darein und kündet jenen Seelenfrieden, womit ein reines Gewissen seine Träger belohnt. Wie Ströme Feuers ergießt sich die schwellende Festfreude des Glaubens wieder in seine Brust, über sein Herz, daß er erbebt vor den neuen, ungekannten und doch so hinreißenden Eindrücken. Am heiligen Tische knieen sie neben einander in einer Freude, die keine Feder zu schildern vermag. Besonders die Meisterin sieht aus wie eine Verklärte, als ob sie das Letzte und Beste vom Leben gewonnen habe und an keinen weitern Wunsch mehr zu denken wage.

Ich blickte in diesem Augenblicke in der Kirche umher; — aber ich sah nirgends ein höhnendes Lächeln, nirgends einen

Zug des Spottes. Einem Jeden mußte es wunderbar an's Herz greifen, einen Jeden erheben, er mochte wollen oder nicht. Ringsum leuchtete mir innige, ungetrübte Theilnahme und Freude an dem Glücke beider Familien entgegen und Alle priesen mit Herz und Mund die Liebe des himmlischen Vaters, denn sie ist weiter als die Erde, tiefer als das Meer und höher als der Himmel! — — —

Die Verlagshandlung sieht sich veranlaßt noch auf

Die Jugendschriften

von

Isabella Braun

und namentlich auf deren

Jugendblätter

Jahrgang 1855 bis 1857

aufmerksam zu machen, die sich überall der rühmlichsten Anerkennung zu erfreuen haben. — Die Allgemeine Augsburger Zeitung hat dieselben in einem besondern Aufsatz im Dezember 1856 einläßlich besprochen, der Herr Verfasser stellte sie dem Ideal am nächsten, das er sich unter guten Jugendschriften gestellt habe. — Zwei Empfehlungen von den Jugendblättern führen wir hier noch besonders an; die erste vom hochwürdigsten Herrn Bischof von St. Gallen, die zweite vom hohen königl. bayerischen Staatsministerium des Innern.

Woerner, Bernhard,

Zwei Familien nach einer wahren Begebenheit für Katholiken erzählt

Stuttgart 1857